

Magazin des Soldaten
HEFT 5 • MAI 1965 • PREIS MDN 1,-
ARMEE
Rundschau


Vignette: Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Sie bereitet ihnen allen Bauchschmerzen, den Kanonieren, den Funkortern, den Mechanikern, den Obertechnikern und wie sie sich alle titulieren. Was denn? Die theoretische Prüfung vor dem Gefechtsschießen — vor dem scharfen Start der Rakete! „Lieber ein, zwei, drei — von uns aus auch —, vier scharfe Starts als diese kniffligen Fragen", bekennen die Genossen um Hauptmann Horst Mansch.

Funkorter Herbert Krause schwitzt Blut und Wasser. Seine Wangen glühen. Der sonst ruhige, immer willige Genosse beantwortet aufgeregt Frage auf Frage, erläutert Schaltbilder, das Zusammenwirken der Systeme. Manchmal stockt er, überlegt einen Moment. Dann spricht er weiter. Herbert fühlt die prüfenden Blicke der anderen Genossen. Unteroffizier Krause ist nicht von ungefähr so aufgeregt. In jeder kurzen Atempause hämmert er sich ein: Nur jetzt nicht wieder versagen — versagen wie damals.

Wochen zuvor, bei der letzten Überprüfung, ehe sie zum Schießen zugelassen wurden, baute Herbert Krause als einziger in der Kabine eine „Drei". Dabei hatte er ebensowenig auf der Bärenhaut gelegen wie alle anderen. Im Gegenteil, Herbert wußte sehr genau — Elektrotechnik, das ist für ihn eine schwer zu verdauende Kost. Er paukte, büffelte, mußte sich förmlich durchbeißen. Und trotz allen Büffelns mit Ach und Krach eine „Drei"? Die anderen Genossen schüttelten den Kopf, sahen sich ratlos an. Der Leitoffizier, Leutnant Rainer Spitzner, stets auf Qualitätsarbeit und gute Resultate bedacht, wäre beinahe aus der Haut gefahren. „Sie, Genosse Krause", warnte er den Unteroffizier mit gepreßter Stimme, „wenn Sie uns beim Schießen die Note vermasseln — also ich weiß nicht —, ich lasse Ihren Dienstgrad überprüfen!"

Doch so gefährlich wie das klang, war es gewiß nicht gemeint. Der Zorn des Leitoffiziers verrauchte. An seine Stelle trat nüchternes Überlegen. Die folgenden Tage, Wochen heftete sich der ehrgeizige Leitoffizier an den Funkorter wie eine Klette. Vom Wecken bis zum Zapfenstreich sah man Rainer Spitzner in der Nähe des Unteroffiziers. Jede Gelegenheit nahm der Leutnant wahr, um Herbert Krause zu helfen. Schritt für Schritt drang der Funkorter tiefer in die Geheimnisse der Elektrotechnik ein. Fast täglich saßen beide abends über Fachbücher gebeugt oder beim Studium der komplizierten Schaltbilder der Systeme. Meist trennte sie erst der Ruf des UvD: „Batterie — Nachtruhe!"

Das Bemühen Leutnant Spitzners, der Fleiß Herbert Krauses zahlten sich aus. Bei der theoretischen Prüfung schaffen die Genossen der Kabine eine blanke „Eins".

Heute steht im Klub der Abteilung der Pokal des Chefs der Luftstreitkräfte und Luftverteidigung für die beste Feuerbatterie der Republik.

E. V.



POSTSACK

Soldatenfreundschaft

Einen wahren Freund lernte ich unter meinen Soldaten kennen. Der Gefreite Dieter Domhardt war von Beruf wissenschaftlicher Assistent an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald. Oft tauschten wir unsere Gedanken aus. Das erleichterte uns das Leben in militärischer und persönlicher Hinsicht. Ich lernte von ihm und er, so hoffe ich, auch ein wenig von mir. Ich war sehr froh, einen aufrichtigen Freund gefunden zu haben. Der sachliche Gedankenaustausch, das gegenseitige Helfen gab mir sehr viel und brachte mich in mancher Hinsicht vorwärts.

Leutnant Klaus Penndorf

Unterschiede

Gibt es tatsächlich einen T 34 in Jugoslawien, der eine andere Form als der Originaltyp besitzt?

Günter Solber, Dresden

Ja, den gibt es wirklich. Im Unterschied zum sowjetischen T 34, dem Stammvater der Familie, besitzt der jugoslawische Panzer eine seitlich abgeschrägte Fahrerfront, einen halbkugelförmigen Gußturm und ein darauf montiertes Fla-Mg.

An Gerd Lehmann

Am 27. Januar 1965 lernte ich einen Soldaten kennen, der zu den Armeemeisterschaften in Brotterode weilte. Wir trafen uns bei einem Stadtbummel. Am 31. Januar mußte er plötzlich abfahren und wir vergaßen, unsere Adressen auszutauschen. Er ist in Mühlhausen stationiert. Liebe AR, veröffentliche doch meinen Hilferuf.

Ruth Raube, Brotterode

Wie lange hält der Reifen?

Wievielmal kann eine Passagiermaschine vom Typ IL 14 mit ihren Reifen starten und landen und wieviel kostet ein Reifen? Darüber gab es bei uns Streitgespräche.

Peter Franke, Pleißa

Das wird bestimmt durch die Forderung nach unbedingter Sicherheit und beeinflußt durch den Zustand der Start- und Landebahnen. Im Jahre 1964 hielten die Reifen des Hauptfahrwerks einer IL 14 im Durchschnitt 63 Starts und Landungen aus, die des Bugfahrwerks 250. Die Kosten für einen Reifen betragen beim Hauptfahrwerk 939 MDN und beim Bugfahrwerk 930 MDN je Reifen.





Scharfe Reaktion

Ich bin noch aus dem vorigen Jahrhundert (1890) und lese schon längere Zeit das Soldatenmagazin. Einmal schrieb ein Soldat, die Mädchenbilder könnten etwas offenherziger sein. Warum? Während meiner Dienstzeit im ersten Weltkrieg spielte in unserer Garnison ein Operettentheater. Während eines Tanzes hüpften einer Darstellerin die Brüste aus dem Mieder – damals gab es noch keine Büstenhalter. Im Gouvernementsbefehl war dann zu lesen, daß sich derartiges nicht wiederholen dürfe.

Otto Meier, Zwickau

Höheres Stipendium

Wieviel Stipendium erhalten Soldaten auf Zeit, wenn sie nach Beendigung ihrer Dienstzeit das Studium an einer Hoch- oder Fachschule aufnehmen?

Unteroffizier Omenzetter, Schneeberg

Entsprechend der Stipendienordnung von 1962 richtet sich allgemein die Höhe des Stipendiums nach den Studienjahren. Für Soldaten auf Zeit, die in Ehren ausgeschieden sind, wird ein Zusatzstipendium von 80 MDN gewährt.

Lob für den Bildreporter

Also der Genosse Major Gebauer ist große Klasse. Könnte er nicht einmal einige Seiten mit seinen besten, interessantesten, komischsten Fotos gestalten? Das ist ja unwahrscheinlich, was dieser Mann alles schon fotografiert hat! Und alles von bester Qualität.

Roland Seifert, Leipzig

Dient der Erholung

Ist es möglich, während meines Urlaubs wieder in meinem Beruf zu arbeiten? Ich könnte meinem Betrieb nützen und meine Kenntnisse wieder auffrischen.

Heinz Willert, Erfurt

Während Ihres Wehrdienstes dürfen Sie grundsätzlich keine nebenberuf-

liche Tätigkeit ausüben und kein Arbeitsrechtsverhältnis eingehen. Außerdem soll ja der Erholungsurlaub, wie schon der Name sagt, der Erholung dienen.

Altertümliches

Diskussionen um den Haarschnitt gibt es wohl schon seit den römischen Kohorten. Von jeher fühlten sich Soldaten, wenn es um die Zierde ihres Hauptes ging, von scheinbar diktatorischen Vorgesetzten gekränkt. Ich bin sicher: Über kurz oder lang wird wieder ein Soldat an die ‚Armee-Rundschau' schreiben: ‚Muß ich mir meinen schmucken, mir eine besondere, individuelle Note verleihenden Backenbart abnehmen lassen?'

Günter Striegler, Berlin



Silberstreifen am Horizont?

Ich bin Gefreiter der Reserve. Wenn ich zur Ableistung meines Reservistendienstes einberufen werde, kann ich dann befördert werden?

W. Niebisch, Lauchhammer-West

Eine Beförderung zum nächsthöheren Dienstgrad während eines Reservistenlehrganges ist möglich. Sie hängt ab von der Zielstellung des Lehrgangs, von der Eignung des Reservisten und von seinem gesamten Verhalten.

Heiß erwartet

Früher kaufte ich nur ab und zu einmal eine Armee-Rundschau. Seit meiner Musterung habe ich sie abonniert. Ich muß ehrlich sagen, seitdem erwarte ich jedes Heft voller Spannung. Seitdem Du auf 96 Seiten angewachsen bist, wird sogar die Wartezeit von vier Wochen zu lang.

W. Dahlmann, Güstrow

Geheimnisvolle Anlagen

Ich habe einmal gelesen, daß in der Volksrepublik Polen bei Walim/Slazk unterirdische Befestigungen gefunden wurden, in denen nach Jahren noch deutsche Soldaten gelebt haben. Ist das wahr?

Ernst Reuter, Rostock

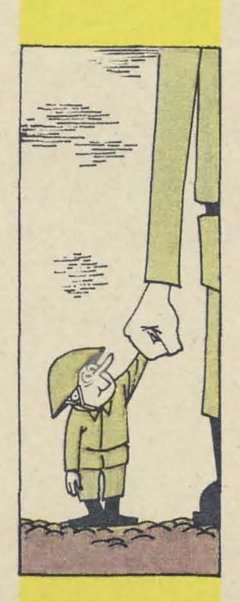
1964 ging man in Polen den zahlreichen Gerüchten nach und entdeckte wirklich große unterirdische Anlagen. Dabei soll es sich nach den bisherigen Ermittlungen nicht um Befestigungen, sondern entweder um Produktionsstätten für die V2 oder um Anlagen für das faschistische „Führerhauptquartier" gehandelt haben. Zum Bau dieser Höhlen wurden Häftlinge von Konzentrationslagern und Zwangsarbeiter eingesetzt. Die unterirdischen Anlagen wurden 1945 durch SS-Truppen gesprengt. Dabei sollen vier faschistische Soldaten eingeschlossen worden sein, von denen einer angeblich 1947 lebend gerettet wurde. Hier handelt es sich aber um unbewiesene Gerüchte.

Selbstverständlichkeit

Es war an einem schönen Augusttag des Jahres 1964. Wir saßen vor dem Radarschirm.

Da, plötzlich ein Zucken und Zittern auf dem Bildschirm – die Station fiel aus. Jetzt hieß es so schnell wie möglich den Fehler finden. Aber Stunden vergingen, es gelang uns nicht. Wir fuhren zu einer sowjetischen Einheit. Die Genossen fragten nicht viel, sie gingen sofort 'ran. Den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch dachten sie nicht einmal an das Essen, bis die Station wieder einsatzbereit war. Das hatte ich noch nie erlebt. Wir wußten gar nicht, wie wir den Genossen danken sollten, denn sie wollten kein Geschenk annehmen. Jetzt verbindet unsere beiden Kompanien eine feste Freundschaft.

Gefreiter Schneider, Brandenburg



Eignung nach Metermaß?

Werden diejenigen Wehrpflichtigen, die kleiner als 1,65 m sind, bei der Armee in besonderen Laufbahnen ausgebildet?

Heiner Menzel, Löbau

Solche Festlegungen gibt es nicht. Unabhängig von der Größe können die Wehrpflichtigen entsprechend ihrer Eignung zu allen Waffengattungen einberufen werden.

Nicht allein auf weiter Flur

Es war bei einem Einsatz in der Landwirtschaft. Mein Fahrzeug hatte Differentialschaden. Ich stand ganz allein da. Was tun? Da kam Unterleutnant Schmeckel. Ohne viele Worte half er mir, den Schaden zu beheben. Ist das nicht auch ein Beispiel für das sozialistische Verhältnis zwischen Soldat und Offizier in unserer Armee?

Gefreiter Paulsen, Prora

Von Haus zu Haus

Allen Genossen, die mit mir in der Kompanie Weinhöfer gedient haben, die besten Grüße.

Siegfried Just, Horbke

Viel Erfolg allen Angehörigen des Truppenteils Jobski, besonders den Kolleginnen und Kollegen von der Flugwetterwarte.

Heinz Sonderhoff, Hergisdorf

Erfolgreichen Dienst auf See wünsche ich allen Genossen der Einheiten Remus und Jonik der Volksmarine.

Eidom, Böhlen

Erfüllte Wünsche

Liebe AR! Du bringst immer so pfundige Sachen, kannst Du nicht mal etwas über Leben und Treiben der Moto Hori veröffentlichen?

Kurt Wonck, Merseburg

Wir können. Lesen Sie in diesem Heft die Seiten 78–82.

Die Ausnahme

Im März leistete ich im Truppenteil Hoose meinen Reservistenwehrdienst ab. Mir gefiel alles bis auf die Tatsache, daß dem Truppenteil so gut wie keine Bekleidungsstücke zur Einkleidung der Reservisten zur Verfügung standen und wir einige Tage nur mit diesen Fragen zu tun hatten, ohne daß sie vollständig gelöst wurden. Karl Scholz, Görlitz

Der Stichtag

Ab wann gelten für Soldaten auf Zeit die Bestimmungen der Urlaubsordnung – vom Tag der Bestätigung oder ab 19. Dienstmonat?

Unteroffizier Henl, Garz

Im Anhang I und II zur Urlaubsordnung wird die Zahl der Urlaubstage und die Dauer des Ausgangs geregelt. Dort heißt es auf den Seiten 31 und 34 ganz klar: Die Bestimmungen für Soldaten auf Zeit gelten ab Zeitpunkt der Bestätigung.

Mit Volleyball und Gitarre

Herbst 1964 – auf einem Flugplatz der sowjetischen Streitkräfte in der DDR begann der zweite Teil unserer Truppenübung. Trotz der großen Anstrengungen blieb noch Zeit, uns mit den dort stationierten Genossen zu unterhalten. Unsere Gruppe hatte allabendlich die gleichen Gäste. Sobald es der Dienst erlaubte, fanden sich drei Soldaten und der Sergeant Igor ein. Igor spielte Gitarre, die Soldaten forderten unsere Genossen zum Volleyball heraus. Sie machten uns auch mit Kniffen der Technik vertraut, die wir noch nicht konnten. Wir wünschen uns, daß uns auch in diesem Jahr wieder eine Truppenübung mit diesen Genossen zusammenführt.

Oberfeldwebel John, Drewitz





Vignetten: Klaus Arndt

Wo, wann, wie?

In welcher Stadt Algeriens finden die IX. Weltfestspiele statt? In welchem Monat? Wie wird unsere Delegation nach Algerien reisen?

Gunther Schmidt, Progsdorf

Die Weltfestspiele finden vom 28. 7. bis 7. 8. in Algier statt. Unsere Delegation wird dorthin mit der „Völkerfreundschaft" reisen.

Gekniffen

Als alter Leser der AR kann ich es mir nicht verkneifen, mein Erstaunen über die höchst kuriose Worterklärung für die Herkunft des Truppennamens der Husaren zum Ausdruck zu bringen, die Herr Dozent Hertel in Heft 3 unter „Anno Tobak" gab. Die Ableitung vom lateinischen cursorius – Schnelläufer – erscheint mir weit hergeholt. Wahrscheinlicher ist die Ableitung vom ungarischen hussor – der Zwanzigste – nachdem König Matthias Corvinus 1458 von je 20 Häusern die Gestellung eines Reiters zur Abwehr der Türken verlangte.

Helmut Mieke, Mohlow

Grober Unfug

In der Bildgeschichte „Weißer Schnee und blaue Flecke" in Heft 2 hat die junge Dame zum Skifahren Stiefeletten an. Um dem Unsinn noch größere Wirkung zu geben, benutzt sie Langlauflatten mit einer speziellen Langlaufbindung. Wenn man schon ein Skihaserl abbildet, dann ein richtiges und nicht so eine Witzfigur.

Gert Hoose, Bautzen



Soldat Friemann fragt: Warum wurde ausgerechnet ich als Verheirateter einberufen, obwohl es noch genügend Ledige meines Jahrgangs gibt, die zu Hause sitzen?

„Ausgerechnet ich!" So stoßseufzern Sie. Als Verheirateter hätten Sie viel mehr Verpflichtungen als ein Lediger! Außerdem würden dem Staat durch zusätzliche Unterhaltsbeihilfen bedeutend mehr Kosten entstehen.

Sehr sparsam gedacht, aber trotzdem nicht richtig. Daß Verheiratete durch ihren Wehrdienst größere Opfer bringen als Ledige – das scheint nur so. Sicherlich haben die Verheirateten meist mehr familiäre Verpflichtungen als die Ledigen, und die Einberufung kommt ihnen deshalb oft weniger gelegen. Andererseits könnte der Verheiratete für sich in Anspruch nehmen, mehr zu verteidigen und schützen zu müssen als der Ledige. Aber das ist Haarspalterei. Beide, Verheirateter wie Lediger, haben ein gemeinsames Interesse und eine gemeinsame Verantwortung, ihre Heimat und ihre Zukunft zu schützen, und weil die Verteidigung der Heimat unteilbar ist, ist auch die Wehrpflicht unteilbar. Sie ist Gesetz, und wer einberufen wird, hat widerspruchslos zu kommen.

Aber es ist uns nicht gleichgültig, wer da kommt. Entscheidend für unsere moderne Armee ist, welche Grundeinstellung, welche körperliche Konstitution, welch geistige Anlagen und welch berufliche Voraussetzungen die Wehrpflichtigen mitbringen. Deshalb wird gemustert, beraten und dann entschieden. So auch bei Ihnen. Sie sind gesund, haben eine gute Allgemeinbildung und verfügen über Spezialkenntnisse, die der Armee von Nutzen sind. Ihre persönlichen Verhältnisse wurden ebenfalls berücksichtigt, und andere Gründe gibt es nicht. Grund genug für Sie, mit dafür zu sorgen, daß sich die Sache gut auszahlt. Ob nämlich der Dienst sinnvoll oder nutzlos ist, hängt letzten Endes von der guten Erfüllung der Funktion des Einzelnen wie der Armee in ihrer Gesamtheit ab.

Werden Sie für Ihre Familie, für unseren Staat und dafür, daß Ihre Kinder eine friedliche, glückliche Zukunft erleben, ein guter Soldat. Das ist der billigste Preis, den Sie heute dafür zahlen, und die höchste Verpflichtung, die Sie jetzt dafür übernehmen können.

Oberst Richter antwortet

Wolfgang Elger fragt: Was macht einer, der im Sport nicht gut ist, wenn er zur Armee kommt? Kann er überhaupt bestehen?

Gibt es das überhaupt: Im gesamten Sport nicht gut? Ich meine, so absolut und in allen Disziplinen?! Natürlich gibt es keine Alleskönner und auch nur wenige Schurs, Zatopeks und ähnliche, aber es gibt schon viele Nacheiferer, die sich um die Spitze scharen, und es gibt vor allem massenhaft Massensportler. Jenen aber, die in Dingen Sport nicht einmal eine ruhige Kugel schieben geschweige die Kugel stoßen, möchte ich mit jahrzehntelanger Sportpraxis sagen: Es gibt wohl Nichtsportler, aber sportlich nicht Befähigte – die gibt es nicht. Jeder junge – vorausgesetzt gesunde – Mensch ist sportlich veranlagt und kann spezifisch entwickelt werden!

Um was geht es eigentlich? Doch sicher um die Resignation, die manchen befällt, der am Reck hängt wie ein nasser Sack oder auf den Barrenholmen klemmt wie ein angeketteter Kakadu oder sich über das Pferd wälzt wie ein Trockenschwimmer. Dabei geht es gar nicht um zukünftige Geräteakrobaten. Das geforderte Minimum in der Gerätebeherrschung ist das eine. Es bleibt mitunter ein unentschiedener Dreikampf zwischen Soldat, Gerät und Ausbilder. Die Kampfkondition ist das andere. Darum geht es. Dazu gehört das konzentrierte Training solcher Sportarten wie Laufen, Springen, Werfen, Heben, Stoßen, Schwimmen und ähnliches.

Ausdauer, Fleiß und Wille schafft nicht nur Respekt, sondern auch Leistung. Nicht jeder kann ein Schur, aber jeder kann ein gewandter, kräftiger Soldat werden. Und darüber wird sich nicht nur die Mutter der Kompanie, sondern auch die Mutter, Frau oder Freundin zu Haus freuen.

Ihr Oberst

Richter



ALS DER Schwan RIEF

Von Erich Köhler

Dieser Winter war sehr wechselhaft. Die Wildgänse wußten anscheinend nicht, wohin sie fliegen sollten. Oftmals zogen sie in spitzen Keilen über die Kaserne hinweg. Ein Forstarbeiter, der im dritten Zug war, beobachtete die grauen Geschwader. Zogen sie nach Süden, so sagte er Frost voraus. Wandten sie sich aber nach Norden, so garantierte er für Tauwetter.

In den von Panzern ausgefahrenen Vorstadtstraßen der Garnison standen fahrbahnbreite wadentiefe Tümpel voller lehmiggelben Wassers.

Vineti, Kombassa, Held, Schwejk und die anderen Genossen hatten das Unternehmen, eine Pontonbrücke zu bauen, zeitgerecht, normgerecht, noch vor sich.

Um Mitternacht kam Sturm auf. Eishagel peitschte an die Fenster. Der Schein der Straßenlampe schwankte unruhig an der Zimmerdecke. Held, der nicht schlafen konnte, dachte an die Rolle, die er in wenigen Wochen nach dem Willen des Regisseurs in der „Soldatenballade“ spielen würde. Eine solche Sturmnacht sah das Drehbuch nicht vor. Er hoffte, daß der Sturm zunahm. Dann brauchten sie womöglich nicht an den Wasserplatz. Die Bogenlampen auf der Straße verloschen. Der Sturm wurde stärker.

☆

Rabenschwarzer Morgen erdrückte schier das Häuflein Pioniere mit mächtigen Böen. Am großen See hatte das Bataillon zu Übungszwecken einen schmalen Uferstreifen zugewiesen bekommen. In dieser Nacht war der morsche Bretterzaun, der das Anwesen umfriedete, vom Windstreich umgefegt. Eisnadeln zischten wie Pfeile übers Ufer. Schaumgekrönte Wellen jagten gegen die Pontons, die im Wasser lagen. Der zweite Zug hatte am Vortage nicht mehr die Kraft aufgebracht, sie an Land zu bringen. Die großen Hohlkörper aus verstärktem Stahlblech polterten wie ferner Kanonendonner. Ein Ponton hatte sich von der Vertäuung losgerissen und rammte im Wellenrhythmus gegen die anderen. Im Kampfanzug, mit umgeschnallten Schwimmwesten und einem Gefühl grimmiger Entschlossenheit, wie es jeden normalen Mann überkommt, wenn er einer schlimmen Sache nicht ausweichen kann, traten die drei Gruppen an. Schon zitterten sie im durchdringenden Eiswind. Leutnant Prosa stand als einziger mit dem Gesicht zum Wetter. Er neigte den Kopf wie ein angriffslustiger Ziegenbock gegen den Sturm und schrie die Soldaten an: „Da habt ihr noch mal Glück gehabt, ein richtiges Pionierwetter zu erleben.“

Er hatte diesmal selbst seine Mütze fest ins Gesicht gezogen. „Wir bauen eine Brücke für fünfzig Tonnen Tragfähigkeit zeitgenau, klar? Nehmen wir an, der Vormarsch einer Division hängt jetzt von uns ab. Und daß mir keiner ‚Hau-ruck!‘ schreit! Hier gibt es nur einwandfreie Pionierkommandos. Jede Gruppe rüstet eine Brückenfähre aus. Das Einfahren der Fähren und das Verbinden miteinander erfolgt in dieser Reihenfolge: Erste Gruppe — diesseitige Fähre und Bockstrecke; zweite Gruppe zweite Fähre; dritte Gruppe jenseitige Fähre. Auf die Plätze!“ Er schützte mit der Hand die Augen vor den Eiskörnern und sah auf die Uhr. Die Gruppen hatten das bevorstehende Manöver im einzelnen schon geübt und kannten theoretisch jeden Handgriff. Laut Plan hätten sie die Schwimmkörper erst zu Wasser bringen müssen. Das Ausfahren der „Kähne“ aus dem vertäuten Verband aber war etwas Neues. Leutnant Prosa teilte jeder Gruppe die Pontons zu. Die Gruppe mit Joachim Held bekam das am weitesten abseits gelegene Ponton. Dort war der See schon grundlos. „Zum Brückenbau vorwärts!“ Im Umgang mit schwimmenden Körpern hatte keiner von ihnen Übung, außer dem kleinen Schiffer, den sie Schwejk nannten. Noch ehe sie sich einig wurden, wie die Pontons herangeholt werden könnten, war dieser bereits mit einer Wurfleine über die Verdecks der näher gelegenen Pontons gesprungen. Nun warf er die Leine herüber und die Genossen zogen ihn mitsamt den schwimmenden Blechkästen heran. Keiner außer Schwejk wußte mit dem Tauwerk umzugehen. Mit einem Mastwurf machte jener die Pontons an einem Poller am Ufer fest. Dann brachten die Genossen mit viel Schwung die Streckträger auf. Das waren lange Profilstähle, die in bestimmter Weise quer über die Pontons gelegt und festgeschraubt werden mußten. Schon freute sich Held, daß eigentlich alles ganz gut klappte. Doch als das Brückenteil zum Einfahren in den Brückenverband fertig war, stellte sich heraus, daß es vom Wellengang auf Sand gesetzt worden war. Alle Anstrengungen, den mit eisernen Trägern beschwerten Körper wieder flott zu bekommen, waren erfolglos. Die beiden anderen Gruppen warteten schon auf die dritte Fähre. Die kam nicht, obwohl die Mannschaft im Wasser stand und wuchtete. „Aus“, brüllte Prosa. „Alles abbauen! Das Ganze nochmal!“ Sie rüsteten die Pontons wieder ab und traten an. Der

Tanz begann aufs neue. Und es war ein Tanz, eine Orgie in Grau, Schaumweiß, Schweiß und Eiswasser, begleitet vom Gejaul des Sturmes, von Eisengepolter, Wellengetös und Lungengekeuch. Wieder wanderten die zentnerschweren Stahlträger, gedreht und gerückt von zwei Mann, vom Stapel, vier Stück auf jedes Halbponton. Gehetzte Kommandos, ärgerliche Rüffel, lächerlich angesichts der entfesselten Natur, flatterten über die Szenerie. „Vorderkaffe flansch-innen aufbolzen, du Clown!"



Ein Posten trat auf Prosa zu: „Genosse Leutnant, ich muß Sie darauf aufmerksam machen: unter diesem Baum hier schwankt der Boden, und es zeigen sich Risse rundherum!" Prosa schickte einen Blick in die gewaltige Krone einer Trauerweide über ihren Köpfen. Die meterlangen kahlen Peitschenzweige lagen waagerecht im Luftstrom. Sie sangen einzeln und brausten mächtig im Chor. „Die hält noch", bestimmte er.

Diesmal war die dritte Gruppe als erste zum Einfahren ihres Brückenteiles fertig. Aber beim Verbinden stellte sich heraus, daß ein Träger falsch verbolzt war. „Genosse Unterfeldwebel Kombassa, so etwas müssen Sie doch merken!"

Der Träger wurde losgeschraubt, umgedreht und erneut befestigt. Jetzt warteten die anderen Gruppen. Die Streckträger der einzelnen Brückenteile starrten gegeneinander und wollten verbunden werden. Aber der See tobte, die Pontons schwankten. Die Trägerenden wippten auf und nieder. Wie mühselig wurde das starre Verbinden! Endlich stand die Brücke. Lange, breite Eichenbohlen wurden quer über die Längsträger gelegt, eine an die andere. Sie wogen pro Stück bis zu zwei Zentnern und mußten zu allem Übel jeweils von zwei Mann im Laufschritt herbeigeschleppt werden. Wer seine Bohle auf der Brücke abgesetzt hatte, mußte auf dem Bauch unter der bereits folgenden Bohle der nächsten Träger hindurchkriechen und möglichst schnell zurücklaufen. Dabei vollzog sich eine sonderbare Umschichtung der Arbeitspartner. Nicht jeder wollte mit jedem die Belagsbohlen schleppen. Die stärkeren fanden sich zu den starken Trägern, den schwächeren blieben die schwachen. Plötzlich standen Held und Schwejk einander gegenüber. Sie waren ausgesintert worden, ehe sie begriffen. „Wo ist denn der Zimmermann?" fragte Held und schaute auf. Aber sein früherer Partner trug jetzt mit Vineti, der seinerseits vom Block der starken Träger abgespalten worden war. Und Schwejk schrie Held an: „Gaff nicht herum, greif zu. Du siehst doch, daß sie dich versetzt haben."

Und sie nahmen mit stechenden Rippen eine neue Bohle auf. Als sie über die Planke hinaufschwankten zum Brückenverdeck, gab's einen Knall. Eine Wurzel der Trauerweide war wie ein Schuß geborsten. Der schwere Baum neigte sich übers Ufer. Held zog den Kopf ein und schob mit Kräften der Angst die Bohle samt seinem Partner vor sich her auf die Brücke, weg vom Ufer. Die Weide stand jetzt schräg, aber dadurch bot sie dem Sturm nicht mehr so viel Widerstand und konnte sich halten. Noch während die letzte Bohle aufgebracht wurde, stellte Prosa fest: „Fünf Minuten über die Zeit. Das schreit zum Himmel. Alles abbauen! Das Ganze noch einmal!"

Nicht der baumlange Gefreite, auch nicht der robuste Vineti waren die stärksten Berserker. Ein bisher unauffällig gebliebener Soldat, vom Beruf Handlanger in einer Baubrigade, mittelgroß, breitschultrig und schweigsam, stand beim Bau der Bockstrecke plötzlich immer an dem Ende, wo die Streckträger zuerst angehoben werden mußten. Er hatte sich nicht hingedrängelt, war nur dort gelandet, und eine weitere Umschichtung war nicht mehr möglich. Er stand vorn, wenn die gestreckte Last aufs hohe Ufer und zu den Pontons getragen werden mußte. Und mit einem kurzen Schwung hob er das vordere Ende aus den Unterarmen aufs Schanndeck. Plötzlich hörten sie auch seine Stimme. Schließlich kommandierte er ganz allein. Um aber zu kommandieren, stand er stets am falschen Lastende, dort nämlich, von wo er die Gruppe nicht übersehen konnte, aber selbst am meisten heben mußte. Aber er achtete nicht darauf. Er kommandierte mit einer Stimme, auf die man wartete. Er schrie: „Holz her!" und „Holz hin!", er schrie „Kanten!" und schließlich schrie er nur noch: „Hau – ruck!" Leutnant Prosa ging ein Riß durchs Herz, und er wußte nicht, was scheußlicher klang: das Harfen des Sturmes in der Trauerweide oder jene vorschriftswidrigen Kommandos. Er beobachtete den



Bautrupp, sah, wie Vineti die Backen aufblies, wie sich der Zimmermann und der Betonierer achtbar einsetzten, wie der Baubrigadler in den Schultern ruckte, wie Held sich immer mehr zu einem Fragezeichen bog und dachte: Das sind halt doch nur Reservisten. Achtzehn Monate müßte man sie hintereinander in der Spezialausbildung haben. Dann freilich wäre es eine Lust mit ihnen.

Held hatte aufgehört, den Bauvorgang bewußt in allen seinen Einzelheiten mitzudenken. Er stand in der Reihe. Sie räumten das Ponton ab, um es danach wieder aufzurüsten. Die Träger, die sie vom Schanndeck zogen, nahmen kein Ende. Aus acht Stück wurden ihrer sechzehn, aus sechzehn vierundzwanzig und so fort in arithmetischer Steigerung. Und sie wurden immer länger, immer schwerer. Es war ihm, als ob das Ponton Streckträger heckte, noch einen, noch einen. Hinauf mit diesen Quälschienen in den Unterarmen über die steile glitschige Uferböschung, hingestapelt, ausgerichtet, runter, rauf mit der nächsten... Wozu? Um sie anschließend wieder hinunter ans Wasser zu bringen. Und wenn die Brücke endlich fertig war, mußte sie wieder zerlegt und aufgestapelt werden. „Hau – ruck!" gellte es ihm um die Ohren. Der Baubrigadler – so schweigsam war er sonst, daß Held plötzlich nicht einmal seinen Namen wußte – arbeitete wie eine warmgelaufene Maschine. Held straffte sich und stand, die Stiefel voller Wasser, die Ohren voll Sturm und ‚Hauruck!', die Unterarme voller Eisen, die Brust ohne Atem.

Gestern hatte er einen Brief von seinem Regisseur bekommen. „Die Soldatenballade nimmt unter den Händen unserer Dramaturgen eine für unsere Bühne optimale Form an", schrieb der gute Mann. „Vertrauend auf Deine Gründlichkeit beim Studium des Milieus haben wir auf äußerliche Mittel weitgehend verzichtet und eine mehr psychologisierende Kontur des Helden herausgearbeitet."

„Paß doch auf!" schrie einer den Schauspieler an. „Fast hätte ich die Knochen dazwischen gehabt." Das war der letzte Streckträger. Schwejk und Langhans keuchten mit dem Anker davon. Der eine zu groß und der andere zu klein fürs gemeinsame Tragen. So fanden sie sich zu einem ungleichen Gespann zusammen. Nun trat die Gruppe vor dem Stapel zum letzten Versuch an.

Bei den anderen Gruppen wurde noch gemurkst. Held hoffte, sie möchten noch recht lange murksen. Dafür konnte er verschnaufen. Sie psychologisieren also, dachte Held mechanisch. Mir stechen die Rippen, und sie psychologisieren. Ein Dialogfetzen aus seiner Rolle fiel ihm ein. „Mädchen, Soldat sein, das heißt, einen Traum leben, jawohl, einen Traum von Sehnsucht nach Frieden und Liebe..." ▶

„Ich bete es euch jetzt ein letztes Mal vor", schrie Prosa gegen den Sturm. „Die Streckträger werden aufs Schanndeck in dieser Reihenfolge gebolzt: Vorderkaffe flansch-innen, Hinterkaffe flansch-außen auf die Löcher 2, 6, 8, 10..."

„... Soldat sein, das ist wie ein Traum, Mädel."

„Und dieses ‚Hau-ruck!' will ich nicht mehr hören!"

Ich schmeiß die Rolle hin, dachte Held. Denn das ist doch zum Schreien. Was soll einer da noch auf den Brettern herumfaxen.

„Fertig – los!"

Held bückte sich, strengte sich an. „Hau-ruck!" schrie der Handlanger. – Wenn wir den nicht hätten, dachte Held, und fühlte, wie der Träger in seinen Unterarmen eine Winzigkeit leichter wurde.

„Soldat sein ist wie ein Traum."

Dem kleinen Schwejk, welcher mit Langhans das Zubehör herbeischaffte, war eine Bolzenmutter ins Wasser gefallen. Jetzt grapschte er bis über die Ellenbogen den Ufergrund ab. Die Wellen klatschten gegen seinen Hängebauch. Langhans half ihm unter gröblichen Vorwürfen suchen. Schwejk war naß wie eine Seekuh, doch was galt überhaupt das Wetter? Zwei Naturen waren entfesselt, und was kümmerte eine die andere? Held stolperte und stürzte aufs Knie. Sogleich ging die ganze Gruppe samt ihrer Last ein Stück tiefer. „Auf!" schrie Unterfeldwebel Kombassa, denn er schleppte auch mit, wenn er auch seit langem nicht mehr zu hören gewesen war.

Soldat sein – Traum! Was für ein Quatsch. Eine Schinderei, eine immerwährende Anstrengung, ein Wettlauf mit dem Feind um die größere militärische Leistung und Tüchtigkeit. Komisch, von Waffen ist in der Ballade die Rede, als wären es Blumen, die man dem Mädchen präsentiert. – Prosa schrie herüber: „Aus dem Kreuz dort drüben!" Bei sich fluchte der Leutnant: „Verdammt, wenn man zu wenig Trainingsstunden hat."

Eisen dröhnte, Sturm trieb grelle Schwanenschreie herüber, Kommandos gellten, Wurzeln knallten, Wind, Wellen, Land und Wasser schmolzen zu einem Brei, aber zwischen dampfenden Schultern klang doch immer noch einmal ein Scherzwort auf. „Schwejk, alte Wasserratte, los jetzt deinen blöden Ankerstich! Was meinst du, wenn wir dich nicht hätten."

Und bei mir verlassen sie sich, psychologisierend, auf meine Milieustudien, dachte Held. Die werden sich wundern, wenn ich nach Hause komme. – Jetzt noch die verfluchten Belagsbohlen. Wenn ich bloß mit dem Handlanger zusammen tragen könnte. Aber dort hatte sich schon Vineti angereiht. Für Held blieb wieder nur der kleine Schwejk. „Los, wir schnappen uns den Rötelbalken, der ist leichter", riet dieser. Aber als sie damit auf die Brücke kamen, jagte sie der Leutnant zurück. „Genosse Held, auch Sie können Belagsbohlen tragen." Noch drei Bohlen kommen auf mich, überrechnete der Gerügte blitzschnell. Dann nur noch abbauen und die Pontons aufs Land. Ob ich das noch schaffe? Man müßte zwei solche Gruppen auf die Bühne stellen, anstatt der ganzen Ballade. Eine feindliche und eine eigene Gruppe müßten um die Wette Pontons ausrüsten. Wer von ihnen seine Brücke schneller fertig hat, kommt mit seinen Kanonen schneller voran. Das ist doch der ganze Clou.

Plötzlich riß der Himmel auf. Hoch droben zog eine Kette Wildgänse südwärts. Der Forstarbeiter hob den Finger empor und sagte, als wollte er einmal von all dem rundherum ablenken: „Wir kriegen Frost!" Von seinem Finger tropfte Blut. Das hatte er solange verheimlicht. „Ja, sehn Se, ja, sehn Se", schimpfte Prosa. „Ich habe ausdrücklich gesagt, nie den Finger in die Bolzlöcher stecken."

Sie hatten es alle überstanden. Die Brücke war nicht ganz zeitgenau fertiggeworden, aber sie war solide und trug schwere Panzer. Was wollten sie mehr mit ihren paar Wochen Ausbildung? Schwer atmend krochen sie in ihre Mäntel, um diese von innen her unter Dampf zu setzen. Was waren schon die Pfützen in den Vorstadtstraßen?

☆

Über Nacht hatte es Stein und Bein gefroren. Am Morgen standen die Soldaten vor verschlossenen Toiletten. „Niemand darf drauf, es läuft kein Wasser!" – „Aber wir müssen doch!"

Die ganze Stadt hatte kein Wasser. Der Sturm habe das Stromnetz beschädigt, die Pumpen im Wasserwerk können nicht arbeiten, hieß es. In der Kaserne wurde ein Trupp abkommandiert, um eine Grube auszuheben.

Soldat sein ist ein Traum von Frieden und Liebe, dachte Held, während er in der Grube den kalten Lehm aufhackte. Alle Glieder taten ihm weh. Er beschmierte sich mit Lehm, aber es gab diesmal kein Extrabad. Vielmehr entschloß sich Leutnant Prosa, seinen Zug zum Waschen an den See zu führen. Am Wasserplatz gab es Handwerkszeug, damit sie das Eis aufhacken konnten, um an das reinigende Naß zu gelangen. Das Eis war schon eine Handbreit stark. Nach der Mitte des Sees zu wurde die Eisdecke immer dünner. Inmitten des Sees dunkelte noch ein graugrüner eisfreier Streifen. Gut, daß wir die Pontons doch noch an Land gebracht haben, dachte Held, als er das Eis sah. Auch die anderen Genossen betrachteten mit grimmiger Genugtuung den vereisten, sauber ausgerichteten Pontonpark am hohen Ufer. In wenigen Tagen war für sie Feierabend. Schlimmeres konnte nun nicht mehr kommen. Sie hackten Löcher ins Eis nahe dem Ufer und wuschen sich in dem frostigen Wasser. Da kam ein Posten herbei, der den Platz bewachte, und grüßte den Zugführer. „Genosse Leutnant, dort draußen ruft ein Schwan!" Prosas Oberlippe zuckte ein wenig. Seltsame Posten gab es hier. Der eine meldet, der Baum kippt um, der andere meldet, daß ein Schwan ruft.

„Na und? Lassen Sie ihn rufen."

„Er ruft schon die ganze Nacht, Genosse Leutnant." Einige, die verdächtig schnell vom Waschen kamen, gesellten sich zu den beiden. „Vermutlich ist er eingefroren", meldete sich der Forstgehilfe, „denn das gibt es."



Illustrationen: Hans Räde

Leutnant Prosa schaute auf den See hinaus, auf dem das Eis im Froste knisterte. Immer mehr Pioniere kamen herbei und starrten klappernd vor Kälte hinaus, dort wo der Eisrand war. „Wenn er ruft, und es hört ihn keiner, dann gibt es ihn nicht, so gut wie nicht", sagte der Posten. „Wenn er aber ruft, und er wird gehört, dann gibt es ihn, einen Schwan, der einfriert und verreckt." Nicht lange, und alle hörten fern vom Eisrand her einen klagenden Ruf.

Joachim Held kniete noch am Wasserloch und schlug die Zähne aufeinander. Er mußte es genauer nehmen mit dem Waschen, weil er Lehm an den Händen hatte. Die waren schon ganz blau, aber der Lehm ging nicht ab. Ihm war gänzlich unwohl. Dachte er an die Stammpioniere, die hier bleiben mußten, während er nach Hause fuhr, war ihm nicht gut, und dachte er an die Bühne, wurde ihm erst recht flau. Nach diesen Erlebnissen schien es ihm unmöglich, jemals wieder in unernstem Spiel auf die Bretter zu treten. Er sah sich posieren und kam sich lächerlich vor, ein Balladenheld, der froh war, als der Lehrgang zu Ende ging, und der sich nun im Rampenlicht ausarbeitete, um hinterher im Foyer zu lauschen, wie er wohl gespielt habe. Ich hätte nicht hergehen sollen, dachte er. Da kann einer ja Zweifel am Beruf bekommen. Er griff zum Handtuch und richtete sich auf. Da stand Kombassa vor ihm. Der betrachtete zufrieden den schlotternden Soldaten. „Nun, Genosse Held", sagte er, „mal ganz ehrlich, was ist schwerer, Schauspieler sein oder Soldat?" Und in dem Augenblick erinnerte sich Held daran, daß auch der Unterfeldwebel kein Pionier war, und daß jenem die ungewohnte Spezialarbeit genauso schwer gewesen war wie ihm und daß jener dableiben mußte, ja, als Ausbilder immer noch einen und noch einen solchen Lehrgang ausharren mußte. Dennoch schoß ihm, Joachim Held, hergekommen, um das Milieu zu studieren und, wenn möglich, ein Vorbild für seine Rolle zu finden, schoß ihm ohne lange zu überlegen die Antwort über die blauen Lippen: „Natürlich, das Spiel ist schwerer. Um es mit Würde zu bestehen, muß ich alles kennen, auch das Soldatenleben." Kombassa griff sich überrascht ans Kinn. Nicht eben geistreich walkte er, wie er es vielleicht mit seinen Stiefeln zu tun pflegte, seine hageren Wangen. So stand er noch eine Weile, als sich Held längst in den Pullover gestürzt hatte, in die Jacke, den Mantel, und zu den anderen gegangen war.

Kombassa stand an Helds Eisloch und starrte hinein, während sich der ganze Zug dem See zuwandte.

„Ein Schwan, ein Schwan", hörte Kombassa rufen. Endlich drehte er sich um und blickte in die von vielen ausgestreckten Armen angezeigte Richtung. Er hörte, wie der Posten töricht drängte: „Man muß ihn holen. Er geht sonst ein, vor unseren Augen stirbt er." Fern am Eisrand, fast in der Mitte des Sees leuchtete ein schneeweißer Punkt. Durch die klare Luft klang ein schwacher Klageruf herüber. „Da kommt keiner hin", stellten die Soldaten fest. „Schade um das Tier."

Kombassa hob das Kinn. „Gestatten Sie, Ge-

nosse Leutnant, daß ich das Tier mit meiner Gruppe herunterhole?" Prosa überlegte. „Schwäne", brummte er. „Schön sind sie ja, aber sonst zu nichts nütze. Nur zum Angucken sind die Viecher da. Also ich weiß nicht."

„Nur wo er lebt, ist was zum Angucken da", meldete sich wieder der hartnäckige Posten.

Kombassa klangen immer noch die letzten Worte des Schauspielers in den Ohren. Deshalb sagte er jetzt mit ganz fremd klingender Stimme: „Man kann auch mal etwas fürs Auge tun." – „Da haben Sie vielleicht recht", antwortete Prosa. Dabei sah er ganz unglücklich aus, so wie einer, der eigentlich Skat spielen wollte, aber vom Betrieb eine Theaterkarte bekommen hatte. Sein Befehl klang geknickt. „Also gut. Wir rüsten einen schwerversenkbaren Behelfssteg auf. Das Kommando übernehme ich."

Er wies die Soldaten an, das dürre Rohr am Seeufer zu schneiden. Daraus schnürten sie dicke Faschinen. Held, der eben in seinen Mantel gekrochen war, mußte die wärmende Hülle wieder aufgeben. Dafür bekam er eine Gummihose und eine Schwimmweste. Er gehörte zum Expeditionstrupp. Die Rohrbündel wurden aufs Eis gebracht und Laufplanken darübergelegt. Darauf arbeitete sich ein kleiner Trupp unter Führung des Unterfeldwebels übers Eis vor. Sie holten die letzten Faschinen umschichtig ein und brachten sie nach vorn, um die Laufplanken voranzuschieben. So brachen sie die Brücke zum Ufer hinter sich ab und arbeiteten sich langsam in den See hinaus. Das Eis knisterte und knackte. Herzen pochten. Aber plötzlich war keinem mehr kalt. Bündel über Bündel schoben sie die Planken vor, und Fuß für Fuß rückten sie nach. Mit dem Ufer standen sie nur noch durch eine dünne Leine in Verbindung. Die Eishaut des Sees wurde immer dünner und den Pionieren immer heißer. Dann brach das Eis. Die vorderen Planken tauchten ins Wasser. Als wollten sie schweben, hoben die Soldaten Schultern und Oberarme an. Doch tiefer sanken die Planken. Schwejk, der als leichtester die Spitze hielt, stand schon bis an die Knie im Wasser. „Zurück!" rief Kombassa, und alle strebten zurück. „Stehenbleiben!" rief der Unterfeldwebel. „Sonst brechen wir hinten auch noch ein." „Mehr Faschinen rüben!" schrie Held, der den Abschluß der Expedition bildete. Er wagte kaum, sich zu bewegen. So standen sie zu fünft auf zwanzig Meter Laufsteg verteilt und warteten. Eine Wurfleine kam gesaust, die hatte Prosa selbst geworfen. Sie flog Held beinahe an den Kopf. Dann zog er weitere Faschinen heran, welche die Genossen unter die Planken packten. Ein feuriger Eifer hatte die Soldaten erfaßt. Am Ufer schnitten sie Rohr, wie im Akkord. Allein auf die Tragkraft der luftgefüllten gebündelten Rohrhalme angewiesen, schoben sie ihre Planken Meter um Meter weiter, schon froh, daß die umgebenden Eisflächen wenigstens eine Art Verankerung darstellten, so daß der Steg nicht abtreiben konnte. Allen voran turnte Schwejk, der Schiffer, die viel zu große Gummihose bis unter die Achseln gezogen. So kamen sie zum Schwan. Der lag mit durchnäßtem Gefieder wie ein schlagseitiges Boot zu Wasser. Das Eis um ihn herum war gebrochen, nur noch an einer kleinen Scholle festgebacken trudelte der Schwan im Kreis. Mit einem Bootshaken langte Schwejk nach dem ermatteten Vogel. Der zischte dennoch, als ihn Schwejk am Halse ergriff. Kombassa übernahm den Fang und klemmte ihn mit Mühe unter den Arm. Dann kommandierte er: „Ganze Abteilung kehrt, aber wackelt nicht!"

Der Steg schwankte sowieso beängstigend bei jeder unbalancierten Bewegung. Jetzt war Held vorne. Und wie weit das Ufer noch war, wie klein die Gestalten, die dort aufmerksam jede Bewegung der Gruppe beobachteten. Als Kombassa den Schwan übernahm, johlten sie dort drüben auf und winkten.

Mit dem Bootshaken holte Schwejk nun jedes frei werdende Tragbündel ein und bugsierte es am Steg vorbei nach vorn. Held legte eins vors andere und die Genossen schoben die Planken nach. Unter den Planken schimmerte schwarzgrün die nasse Tiefe. Länge um Länge, jetzt schon geübt, fast rhythmisch, gewannen sie den Rückweg. Schon brach das Eis nicht mehr, sondern senkte sich nur noch wie Leder. Und später standen alle heil am Ufer um den geretteten Schwan herum. Der lag durchnäßt auf der Seite und fuhr, wenn auch schwach, doch stolz zischend mit dem schwarzverzierten Schnabel nach den Soldatenstiefeln. Prosa berührte den Schwan leicht mit der Stiefelspitze. „Prahlt nicht! Die ganze Aktion war gut genug für die freiwillige Feuerwehr." Er vollführte eine wegwerfende Handbewegung. „Hätte ich euch länger da, ihr solltet sehen, ja ja, ihr solltet mal sehen." Dann ließ er den Zug abrücken.

Sie gingen ohne Tritt den schrundigen, knochenhart gefrorenen Weg entlang. Kombassa stapfte neben Held her und schwieg. „Da haben wir nun so einem Wesen das Leben gerettet, das nichts weiter zu tun hat, als schön zu sein" meinte Held. Kombassa guckte ihn von der Seite an. Der Schauspieler fuhr fort: „Die Menschheit wäre doch beschissen, die nichts übrig hat fürs Schöne, auch wenn es zu weiter was nichts taugt." Kombassa guckte immer noch. Held reizte dieses Schweigen. Vielleicht liegt gerade hier der Sinn der Wehrpflicht, für was Schönes aufzutreten, und alle anderen Motive sind falsch oder zu vordergründig."

Kombassa schwieg. „Na ja, ich meine das ganz im Ernst." Held schrie fast. Da mischte sich Prosa ein. „Wer schreit denn dort so? Im Gleichschritt – marsch!"

Und die Garnison hatte wohl selten eine so innerlich harmonische kleine Truppe marschieren sehen.

Held war, als habe er ein Organ, die feinen Schwingungen aus der Kompanie aufzufangen. Und er fragte sich plötzlich, ob nicht das Ganze doch so etwas wie eine Ballade war, ein Lied der Ganzheit aus so vielen Einzelnen.

Und als das letzte Kommando, das Kommando zum Wegtreten kam, da war ihm gewiß, daß jeder einzelne ein Stück von dieser geschlossenen grauen Wand, die sie jetzt bildeten, mit sich hinausnehmen wird ins zivile Leben.

WARSCHAUER Korrespondenzen



Viele Fragen unterschiedlichster Natur über die Nationale Volksarmee und ihre Waffenbrüder erreichen ständig unsere Redaktion. Deshalb wollen wir, anläßlich des 10. Jahrestages des Warschauer Vertrages, Korrespondenten aus Armeen unserer sozialistischen Militärkoalition zu Worte kommen lassen.

Major Georgiev, Sofia

Was hinterließ den stärksten Eindruck bei der gemeinsamen Übung bulgarischer, sowjetischer und rumänischer Truppen im Jahre 1964?

Die Bewohner von Burgas, der Hafenstadt am Schwarzen Meer, werden sich lange daran erinnern: An die Parade von Teilen der vereinten Streitkräfte Bulgariens, der Sowjetunion und Rumäniens, die an einer gemeinsamen Übung im Monat September des Jahres 1964 teilgenommen hatten. Viele der Zuschauer verknipsten Film auf Film. Sie wollten von dieser eindrucksvollen Parade sozialistischer Armeen, von den Marschblocks der Infanterie, den Marineeinheiten, den Panzern und anderen militärischen Fahrzeugen bleibende Erinnerungen haben. Von Zeit zu Zeit donnerten Kampf- und Transportflugzeuge durch die Luft, und von den Schiffen im Hafen erdröhnten Salutschüsse.

Gemeinsam, wie an den Tagen vorher, als sie über steile Hänge stürmten und die Höhen des Strandsche-Gebirges attackierten, so paradierten bulgarische, sowjetische und rumänische Soldaten.

Nicht zum ersten Mal standen sie in einer Front gegen den gemeinsamen Feind. Die verschiedensten Gedenkstätten in unserem Land sind Zeugen der unzerstörbaren Freundschaft unserer Völker. Besonders jetzt, wo unsere Länder im Warschauer

Foto: Rjazanow – UdSSR

„Der Soldat 1965" heißt eine Prager Ausstellung zu Ehren des 10. Jahrestages des Warschauer Vertrages, auf der Bildreporter aus den sozialistischen Armeen ihre besten Arbeiten vorstellen. Sie wird gemeinsam von der Politischen Hauptverwaltung des Ministeriums für Nationale Verteidigung der ČSSR und der Armeezeitschrift „Československý voják" veranstaltet.

Eine kleine Auswahl dieser Fotos veröffentlichen wir auf diesen Seiten.



Foto: Koláček – CSSR

Vertrag vereint sind und in einer Front gegen die imperialistischen Feinde stehen. Sowohl unser Volk als auch die sozialistischen Nachbarn dürfen sicher sein, daß sie im Süden vor Überfällen geschützt sind.

Major Blecha, Prag

Wie war das mit der Ausgabe von Bier an die tschechoslowakischen Soldaten beim Manöver „Quartett"?

Persönlich konnte ich leider an diesem Manöver nicht teilnehmen, aber ich war bei ähnlichen Übungen der befreundeten Armeen in unserer Republik. Im Stab der Division, bei welcher ich mich aufhielt, waren auch eine Reihe deutscher Genossen. Sie können es bestätigen, daß ihnen unser Bier schmeckte, und daß die Rückwärtigen Dienste in diesen Tagen einen größeren Nachschub sicherstellen mußten. Soweit ich über unser Bier beim Manöver „Quartett" informiert bin, weiß ich, daß auf vielen unserer Panzer und anderen Fahrzeugen welches mitgenommen wurde. Verschiedene Soldaten sagten angeblich, daß das Bier zur Munition gehörte.

Zu Hause wird in allen Kasernen Bier ausgeschenkt, obwohl es Soldaten gibt, die das ganze Jahr keins kaufen. Bei Übungen wird in der Regel kein Bier verkauft, weil im Felde sozusagen trocken gelebt wird.

Wenn beim Manöver „Quartett" dennoch Bier vorhanden war, so denke ich deshalb, weil die Kommandeure schon lange vor der Abfahrt hervorgehoben hatten, daß die Unterstellten in bezug auf Initiative unter Feldbedingungen beweglicher sein müßten. Möglich, daß einige diese Aufforderung etwas weiter auslegten.

Somit dürfte diese Frage beantwortet sein. Und zwar so eingehend, daß mich jetzt selbst kräftiger Durst plagt. Ich erhebe also den ersten halben Liter Pilsner, unser Volksgetränk, und trinke ihn auf das Wohl unserer Waffenbrüder.

Generalleutnant Riedel, DDR

Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung und Chef des Hauptstabes

Ist die Nationale Volksarmee, die jüngste Armee im Warschauer Vertrag, bereits eine moderne Armee von hoher Kampfkraft?

Für die Entwicklung der Nationalen Volksarmee, der jüngsten Armee des Warschauer Vertrages, war es ein unbestrittener Vorteil, daß sie sich vom ersten Tage ihres Bestehens an auf die reichen theoretischen Erkenntnisse der sowjetischen Militärwissenschaft und auf die praktischen Erfahrungen der Sowjetarmee stützen konnte. So ist es zu erklären, daß sich die Nationale Volksarmee relativ schnell zu einer schlagkräftigen Armee entwickeln konnte, die in der Lage ist, die ihr im Rahmen des Warschauer Vertrages zukommenden Aufgaben in vollem Umfang zu erfüllen.

Dafür einige Beweise. Das Hauptmerkmal der gegenwärtigen Entwicklungsetappe unserer Armee ist die sprunghafte Erhöhung der Manövrierfähigkeit und Feuerkraft der Einheiten, Truppenteile und Verbände. So sind unsere Landstreitkräfte vollmotorisiert und mit zum Teil schwimmfähigen Schützenpanzerwagen ausgerüstet. Die Hauptstoßkraft unserer Landstreitkräfte sind die Panzertruppen, die mit den mo-

Foto: Marinof – Rumänische Volksrepublik





Foto: Schipkow – Bulgarische Volksrepublik

dernsten Standardpanzern der Welt, den T 54, ausgerüstet sind. Die Feuerkraft der Raketen- und Rohrartillerie hat sich durch die Einführung von operativ-taktischen und taktischen Raketen, von Geschoßwerfern, selbstfahrenden Geschützen, modernen Rechengeräten, Feuerleiteinrichtungen und Nachrichtenmitteln verstärkt. Neben diesen qualitativen Veränderungen bestimmen auch quantitative Veränderungen das Gesicht unserer Armee. So stieg bis heute in einem motorisierten Schützenregiment, im Vergleich zum Jahre 1957, bei annähernd gleicher personeller Stärke die Anzahl der Schützenpanzerwagen auf 139 Prozent und damit die Motorleistung je Soldat auf 29,1 PS. Waren im Jahre 1957 die Truppen der Luftverteidigung mit 100-mm-Flak und Flugzeugen vom Typ MiG 15 ausgerüstet, so besitzen sie heute moderne Fla-Raketen-Komplexe und Überschalljagdflugzeuge. Unsere Volksmarine ist mit modernen Küstenschutzschiffen, Minenleg- und -räumschiffen, U-Jagdschiffen, Torpedo-Schnellbooten und Landungsbooten mit modernster Bewaffnung ausgerüstet. Diese modernen Kampfmittel haben unsere Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere zu beherrschen und erfolgreich einzusetzen gelernt.

Unsere Armee besitzt ihre hohe Kampfkraft aber nicht nur, weil sie ausgezeichnet bewaffnet und ausgebildet ist, sondern vor allem auch, weil ihre Angehörigen über eine hohe Kampfmoral verfügen, weil ihre Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere in unerschütterlicher Treue zur Arbeiter-und-Bauern-Macht ihren militärischen Auftrag, den ungestörten Aufbau des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik zu sichern, in Ehren erfüllen.

Major Szymanski, Warschau

Weshalb grüßt der polnische Soldat mit zwei Fingern?

Danach werden wir von unseren Waffenbrüdern oft gefragt. Das ist auch verständlich. Mir hat diese Frage allerdings viel zu schaffen gemacht, aber ich habe doch etwas erfahren. Unsere militärische Grußform ist schon seit langer Zeit eine eigentümliche Besonderheit der polnischen Armee. Wie mir erklärt wurde, sollen die zwei an den Mützenschirm erhobenen Finger den Soldaten an zwei Begriffe erinnern: an Ehre und Vaterland. Auch bei der Vereidigung schwören die Rekruten mit zwei Fingern. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde nicht mehr mit der ganzen Handfläche gegrüßt. Damals übrigens sagten die Vorschriften auch, daß, je nachdem ob der Hut mit der Spitze nach vorn oder nach der Seite getragen wurde und ob man zu Pferde oder zu Fuß war, mit der rechten oder der linken Hand zu grüßen sei. Heute ist die Sache unkomplizierter, indem man einfach zwei Finger der rechten Hand an die Kopfbedeckung legt.

St. Catalin, Bukarest

Gibt es in der Rumänischen Volksarmee „Eisenbahnsoldaten"?

Ja, die gibt es. Die Forderungen an Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit der Eisenbahn, die Verantwortung für das Leben der Reisenden, verlangen geradezu nach militärischer Exaktheit



Foto: Gebauer – DDR

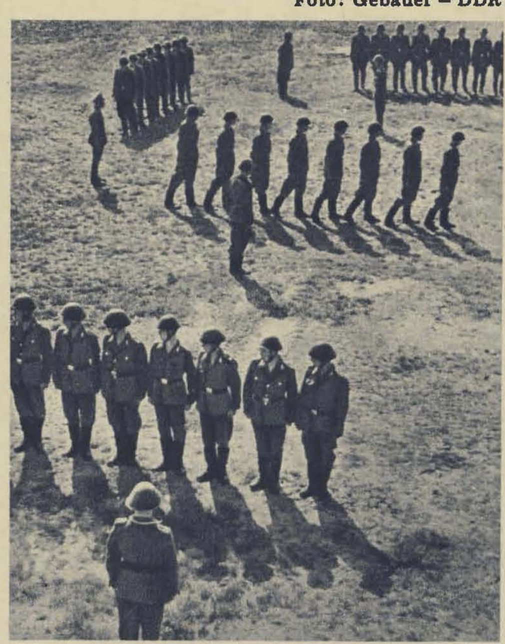




Foto: Bleich – Ungarische Volksrepublik

und Disziplin. Man kann es als logische Konsequenz ansehen, wenn bei uns beispielsweise ein Teil der Lokführer, Heizer und Diesellokführer Armeeangehörige sind.

Sie dienen in speziellen Einheiten, tragen militärische Dienstgrade und haben militärische Ausbildung. Ihre Hauptaufgabe ist es natürlich, die Transportaufgaben zu erfüllen und volle Sicherheit im Eisenbahnverkehr zu garantieren. Dementsprechend führen sie auch den sozialistischen Wettbewerb mit anderen konkreten Zielen als die übrigen Truppenteile der Volksarmee. Da geht es beispielsweise um Pünktlichkeit, um Brennstoffeinsparung oder um die Pflege und Wartung der Lokomotiven; aber natürlich auch um die persönliche Einsatzbereitschaft, die Disziplin und um die Ergebnisse der militärischen Ausbildung.

Oberst Korolkow, Moskau

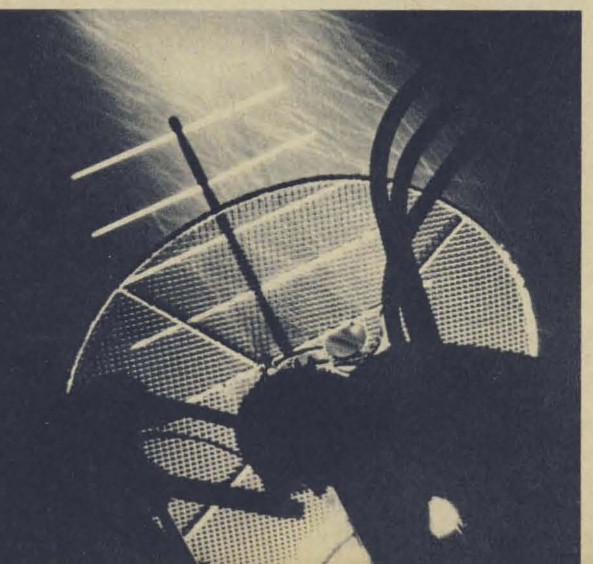
Was empfinden die Familienangehörigen der in der DDR stationierten Sowjetsoldaten?

Die ersten Monate sind natürlich die schwersten. Oft werden sie den Eltern schwerer als den Söhnen. Anna Grigorjewas Junge trat 1963 seinen Dienst bei unseren Truppen in der DDR an. Es fiel ihr sehr schwer, ihren Kolja gehen zu lassen. Der Kopf sagte ihr zwar, daß in der DDR ein neuer, friedliebender, mit der Sowjetunion freundschaftlich verbundener sozialistischer Staat entstanden ist. Doch das Herz krampfte sich unwillkürlich zusammen und erinnerte sie schmerzhaft daran, daß es Deutsche, wenn auch Faschisten waren, die ihren Mann und ihre kleine Tanjuscha im Krieg umgebracht hatten.

Kolja Grigorjew, vor kurzem Gefreiter geworden, schreibt fast jeden Tag, von den Betrieben, die er besichtigt, von der Zusammenarbeit mit deutschen Bauern, denen er und seine Genossen bei der Kartoffelernte geholfen haben, von einem Opernbesuch, bei dem er eine ausgezeichnete Inszenierung des „Eugen Onegin" erlebte. Liebevoll schilderte er seine Begegnungen mit den Soldaten der Nationalen Volksarmee der DDR, die er als gute und verläßliche Waffenbrüder, als hilfsbereite Kameraden und ehrliche Freunde der Sowjetmenschen schätzt. Und mit Bewegung in der Stimme erinnerte er sich, wie ihn beim Rasten, während einer Übung, eine deutsche Mutter umarmt und ihm gedankt hatte, daß die Sowjetarmee zusammen mit der Nationalen Volksarmee der DDR den Frieden in Deutschland und Europa schützt.

Zwei Jahre sind vergangen. Das Herz der Anna Grigorjewa wird den Verlust des Mannes und der kleinen Tanjuscha nicht vergessen. Doch was bisher nur der Kopf tat, tut jetzt auch das Herz: Es unterscheidet zwischen Deutschen und Faschisten, so wie es zwischen dem deutschen Staat des Friedens und dem des Krieges unterscheidet. Kopf und Herz sind seitdem einig und stolz darauf, daß Kolja Grigorjew zu denen gehört, die an der unmittelbaren geographischen Grenze zwischen Krieg und Frieden über das Leben der deutschen wie der sowjetischen Mütter wachen.

Foto: Gamski – Polnische Volksrepublik



Major Serfözö, Budapest

Wie kommt es, daß der Tag der Ungarischen Volksarmee am 29. September gefeiert wird? Die ersten ungarischen Einheiten kämpften doch im Februar 1945 an der Seite der Sowjetarmee gegen die Faschisten?

Es stimmt, im Februar 1945 begegneten die Bürger Ungarns bei Debrecen erstmals den demokratischen Honved-Einheiten. Und dennoch fällt der Tag unserer Volksarmee nicht in die Zeit des Frühlings. Unser Ehrentag ist der 29. September.

Dieser Tag ist als ein Siegestag in die Geschichte unseres Volkes eingegangen. 1848, im großen Revolutionsjahr, waren die kaiserlich-österreichischen Truppen zum Sturm auf unsere Hauptstadt angetreten. Die Armee der Freiheitskämpfer, die Honved-Armee, unter dem Volkshelden Kossuth, stellte sich zum Kampf. Bei Pákozd errang sie trotz unzulänglicher Bewaffnung einen entscheidenden Sieg. Weil die Honved-Kämpfer eng mit dem Volke verbunden waren, so wie heute unsere Armee, wird alljährlich der 29. September als Tag der Ungarischen Volksarmee begangen.

SPATZ SCHLAUKOPF FUNKT:

ES HAT GEFUNKT!

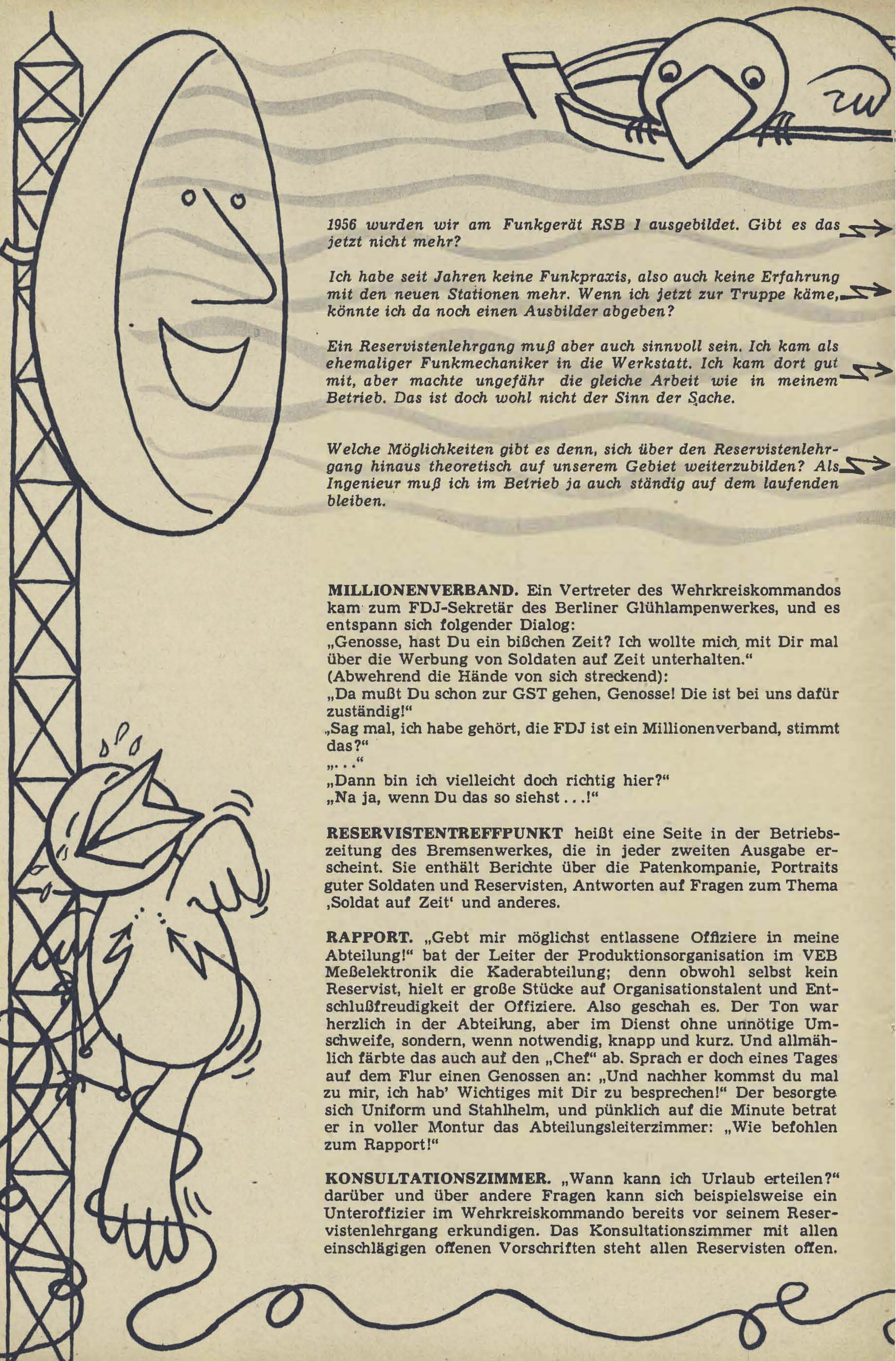


Die alten Griechen konnten weiland den Nachrichtenaustausch zwischen ihren Soldaten und den heimatlichen Städten nur per Schiff oder per Fuß herstellen, und wenn es gar so eine dringende Nachricht wie die über den Sieg bei Marathon war, konnte sich sogar ein Nachrichtensoldat zu Tode laufen. Heut stellen Nachrichtensoldaten eine feste Verbindung über Äther oder Draht her. Aber weil die Funker in unserem Falle auf Draht – nicht standen sondern – waren, kamen sie persönlich zusammen.

Es fing so ganz unbeabsichtigt an. Da kam jemand zum Wehrkreiskommando in Berlin-Friedrichshain und fragte ... nein, einmal nicht nach Fotos für die Wandzeitung, nach der Gehaltsregelung bei Reservistenlehrgängen, nach den notwendigen Musterungsunterlagen oder wie hunderte andere Fragen lauten, die die WKKs den zukünftigen und ehemaligen Soldaten freundlich und erschöpfend beantworten müssen. Es waren Vertreter einer Nachrichteneinheit, die wissen wollten, ob zur nächsten Einberufung für sie auch die richtigen Soldaten ausgewählt waren. Sie waren zufrieden, womit aber das Wehrkreiskommando nicht zufrieden war. Da sieht die Reservistenordnung die Qualifizierung der Reservisten mittels Konsultationen vor. Konnte die Nachrichteneinheit dazu nicht den Startschuß geben? Gesagt! Beschlossen! Getan! Und als dann eines Tages der Kommandeur selbst vor den ehemaligen Funkern stand, mußte sich mancher eingestehen, daß sich die Nachrichtentechnik noch rascher entwickelt hatte als seit seiner Dienstzeit das Wasser die Spree hinuntergeflossen war. Sie waren Funker gewesen – andere Fernschreiber. In Zukunft aber mußte ein Funker auch auf dem Fernschreiber perfekt sein. Und der Kommandeur wünschte: „Wenn unter 100 künftigen Funkern nicht nur 3 oder 5 GST-Funker wären sondern 50! Oder wenn ein Teil auf dem Fernschreiber zu Haus wäre! Wer übrigens Schreibmaschine schreibt, wird sehr schnell auf dem Fernschreiber heimisch.“ Und da die Reservisten-Funker vielleicht nicht mehr im Geben wohl aber noch im Hören auf der Höhe der Zeit waren, verstanden sie, daß dies eine Aufforderung an sie war, die anderen und sich selbst weiterzubilden.

Einmal ist keinmal, und so werden in ein paar Wochen die Reservisten in der Truppe einen Ausbildungstag miterleben. Aber weshalb sollen wir nur Vermittlungsstation bleiben? fragte sich das WKK. Die meisten ehemaligen Funker sind im Institut für Regelungstechnik und im Werk für Meßelektronik konzentriert. Die Einheit wie die Reservistenkollektive sind doch an einer direkten Verbindung interessiert! Und da unsere Funker um die modernste Technik bemüht sind, um die drahtlose nämlich, werden sie hoffentlich damit keine lange Leitung haben!

Mag mancher jetzt sagen: „Die in Friedrichshain haben eben besonders günstige Bedingungen!“ Wenn nur jeder die günstigen Bedingungen in seinem Bereich voll ausnützen würde!



1956 wurden wir am Funkgerät RSB 1 ausgebildet. Gibt es das jetzt nicht mehr?

Ich habe seit Jahren keine Funkpraxis, also auch keine Erfahrung mit den neuen Stationen mehr. Wenn ich jetzt zur Truppe käme, könnte ich da noch einen Ausbilder abgeben?

Ein Reservistenlehrgang muß aber auch sinnvoll sein. Ich kam als ehemaliger Funkmechaniker in die Werkstatt. Ich kam dort gut mit, aber machte ungefähr die gleiche Arbeit wie in meinem Betrieb. Das ist doch wohl nicht der Sinn der Sache.

Welche Möglichkeiten gibt es denn, sich über den Reservistenlehrgang hinaus theoretisch auf unserem Gebiet weiterzubilden? Als Ingenieur muß ich im Betrieb ja auch ständig auf dem laufenden bleiben.

MILLIONENVERBAND. Ein Vertreter des Wehrkreiskommandos kam zum FDJ-Sekretär des Berliner Glühlampenwerkes, und es entspann sich folgender Dialog:
„Genosse, hast Du ein bißchen Zeit? Ich wollte mich mit Dir mal über die Werbung von Soldaten auf Zeit unterhalten."
(Abwehrend die Hände von sich streckend):
„Da mußt Du schon zur GST gehen, Genosse! Die ist bei uns dafür zuständig!"
„Sag mal, ich habe gehört, die FDJ ist ein Millionenverband, stimmt das?"
„. . ."
„Dann bin ich vielleicht doch richtig hier?"
„Na ja, wenn Du das so siehst . . .!"

RESERVISTENTREFFPUNKT heißt eine Seite in der Betriebszeitung des Bremsenwerkes, die in jeder zweiten Ausgabe erscheint. Sie enthält Berichte über die Patenkompanie, Portraits guter Soldaten und Reservisten, Antworten auf Fragen zum Thema ‚Soldat auf Zeit' und anderes.

RAPPORT. „Gebt mir möglichst entlassene Offiziere in meine Abteilung!" bat der Leiter der Produktionsorganisation im VEB Meßelektronik die Kaderabteilung; denn obwohl selbst kein Reservist, hielt er große Stücke auf Organisationstalent und Entschlußfreudigkeit der Offiziere. Also geschah es. Der Ton war herzlich in der Abteilung, aber im Dienst ohne unnötige Umschweife, sondern, wenn notwendig, knapp und kurz. Und allmählich färbte das auch auf den „Chef" ab. Sprach er doch eines Tages auf dem Flur einen Genossen an: „Und nachher kommst du mal zu mir, ich hab' Wichtiges mit Dir zu besprechen!" Der besorgte sich Uniform und Stahlhelm, und pünklich auf die Minute betrat er in voller Montur das Abteilungsleiterzimmer: „Wie befohlen zum Rapport!"

KONSULTATIONSZIMMER. „Wann kann ich Urlaub erteilen?" darüber und über andere Fragen kann sich beispielsweise ein Unteroffizier im Wehrkreiskommando bereits vor seinem Reservistenlehrgang erkundigen. Das Konsultationszimmer mit allen einschlägigen offenen Vorschriften steht allen Reservisten offen.





Nein! Wir haben heute in der Armee durchweg modernere, bessere Geräte.

Kaum! Meiner Meinung nach sollten wir die Funker alle 2–3 Jahre 4–6 Wochen zu einem Lehrgang holen, währenddessen sie sich nur mit der modernen Technik befassen sollen.

Den früheren „Funkmechaniker" an den Geräten gibt es nicht mehr. So wird man Sie irrtümlich zu den „Mechanikern" in die Werkstatt gesteckt haben. Aber bedenken Sie: Wir haben mit der Reservistenausbildung erst begonnen und noch keine große Erfahrung.

Auch unsere Konsultation kann den Reservistenlehrgang nicht ersetzen. Aber ich empfehle Ihnen sehr die Fachliteratur. Auch in der Zeitschrift „Militärtechnik" sind regelmäßig für uns sehr nützliche Artikel abgedruckt.



Im übrigen erfuhr Spatz Schlaukopf

... daß der Werkleiter des Bremsenwerkes zum Tag der Nationalen Volksarmee die Reservisten seines Betriebes zu einem kleinen Empfang einlud, dem sich ein geselliges Beisammensein anschloß, das wegen der guten Stimmung um zwei Stunden verlängert wurde;

... daß das Wehrkreiskommando das mit den Funkern Begonnene mit Reservisten-Kraftfahrern fortsetzen wird und auf diesem Wege auch dem Reservistenkollektiv eines Kfz.-Betriebes voranhelfen will;

... daß im Werk für Meßelektronik die wichtigsten Aufgaben und Termine des Reservistenkollektivs in den zentralen Arbeitsplan der gesellschaftlichen Arbeit aufgenommen werden und daß die Kampfprogramme einiger sozialistischer Brigaden auch die Werbung von Soldaten auf Zeit enthalten;

... daß Genosse Gerber, Leiter eines Reservistenkollektivs, mit der Bibliothek zum Jahrestag der Armee eine Buchausstellung organisierte, aber an der Betriebszeitung, drei Türen weiter, vorbeiging;

... daß das RAW im Wettbewerb aller Reservistenkollektive zum 15. Jahrestag der DDR Sieger wurde und im Wettbewerb zum 10. Jahrestag der NVA nach der 1. Zwischenwertung wieder vorn liegt;

... daß vom Wehrbezirkskommando 6 vorbildliche Reservisten mit Sachprämien und 9 mit Geldprämien ausgezeichnet wurden, Genosse Richard Nehring vom Sport-Verlag für die Werbung von Soldaten auf Zeit und für die Armeepresse;

... daß ein ehrenamtliches Aktiv von Reservisten monatlich im Wehrkreiskommando zusammenkommt und dessen Leiter berät;

... daß ein Reservistenkollektiv der Lehrer gebildet wurde, das mit Hilfe von Reservisten der Patenbetriebe der Wehrerziehung und der vormilitärischen Ausbildung an den Schulen voranhelfen wird und daß die dafür verantwortlichen Lehrer dazu von anderen Funktionen befreit werden.

Illustrationen: Paul Klimpke

Maiblüten

Die australische Presse meldete: „Bei militärischen Übungen bewiesen auch die Armeefriseure ihre Einsatzbereitschaft. In der Rekordzeit von zehn Minuten rasierten sie die für den Angriff bereitgestellten Sturmtruppen."



Das Medizinische Handbuch der britischen Marine schreibt vor: „Grippeerkrankungen werden je nach Dienstgrad behandelt.
1. Offizier: Aspirin. Grog. In schweren Fällen Bettruhe.
2. Unteroffiziere: Aspirin, in schweren Fällen Grog.
3. Matrosen: In schweren Fällen Aspirin."



Am Zahltage brannte der Kassenverwalter der Fliegerkaserne in Portland durch. Auf den Schreibtisch legte er das Kalenderblatt des Tages und strich dort den Spruch an: „Mein Feld ist die Welt!"



Sergeant Dumont stellte an den Soldaten Asriel die Frage: „Sie befinden sich in der Wüste. Ihr Wagen hat volle Fahrt. Ein Tiefflieger taucht auf. Wie würden Sie sich verhalten?"
„Anhalten und unters Fahrzeug werfen!"
„Und Sie, Dubois", wandte er sich an den nächsten.
„Ich würde noch mehr Gas geben!"
Sergeant Dumont kratzt sich am Kopf. „Was würden Sie tun, Jaures?" fragte er jetzt den dritten.
„Ganz einfach", nickte der. „Ich würde den Winker links betätigen und rechts abbiegen!"



Aus der Klatschspalte einer französischen Zeitung: „Colonel Henri Duhamel in Lyon wurde kürzlich zum sechsten Male Vater. Ein Pariser Kamerad telegrafierte ihm: „Gratuliere! Stop!"



In der Vorhalle des Brüsseler Bahnhofs begegneten sich zwei außerordentlich von ihrer Würde überzeugte Herren: ein General und ein Bischof im violetten Umhang.
„Verzeihung, Herr Bahnhofsvorsteher", wandte sich der Geistliche an den General, „wann geht der nächste Zug nach Le Havre?"
Der General verzog keine Miene und antwortete: „12.30 Uhr, meine Dame!"



Ein Leutnant besuchte seinen Liebling. Kurz vor 6 Uhr sagte er zu ihr: „Nun muß ich aber abdampfen. Wenn ich nicht pünktlich in der Kaserne bin, ergeht es mir schlecht.“
„Bleibe nur ruhig noch ein Stündchen!“ flötete sie. „Morgen abend kommt dein Colonel zu mir, da bringe ich die Sache bestimmt in Ordnung!“



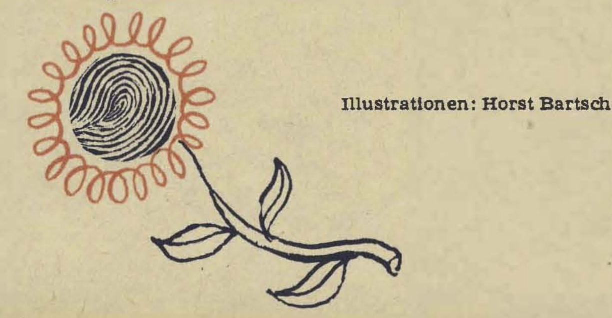
Im Sanitätsraum einer Kaserne in Drontheim befand sich in einem Schrank eine Flasche besonders starker Schnaps, die nur auf besondere Anweisung geöffnet werden durfte. Um Mißbrauch zu verhindern, war die Flasche mit dem Etikett versehen: „Achtung, Gift!!“
Trotzdem wurde die Flasche eines Tages gestohlen. Der Dieb hatte einen Zettel zurückgelassen und darauf geschrieben: „Schönen Gruß aus dem Jenseits!“



Heiratsanzeige in einer belgischen Zeitung: „Feldwebel (28), der demnächst Zivilist wird, sucht baldmöglichst Ehepartnerin. Diskretion Ehrensache. Religion Privatsache. Geld Hauptsache. Alles andere Nebensache.“



„Ein fabelhafter Schütze, dieser Jimmy Wood!“ sagte Captain Miller zum Sergeanten. „Jeder Schuß eine Elf oder Zwölf!“
„Stimmt, dieser Bursche ist okay! Nur über eines bin ich mir nicht ganz klar: Weshalb wischt er nach jedem Schuß seine Fingerabdrücke von der Maschinenpistole?“



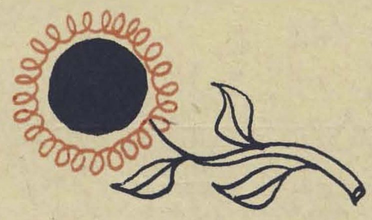
Schild im Schlafsaal einer Kaserne in Zürich: „Sollten Sie hier nicht gut schlafen können, dann liegt das keinesfalls an unseren Betten! Vielleicht sollten Sie mal Ihr Gewissen prüfen?“



Das Bundeskriegsministerium in Bonn hat nunmehr nach hartem Ringen einen neuen Orden für Ausbilder geschaffen. Er wird in vier Stufen verliehen: In Bronze, in Silber, in Gold und in Nagold!



Hauptmann Nagel hatte die neuen Rekruten begrüßt und dabei auch die Tugenden gestreift, die ein guter Soldat unbedingt haben muß. Seine umfangreiche Rede schloß er: „Nicht allein der — äh — bunte Rock — äh — macht den Soldaten! Was gehört — äh — noch dazu?“ Da rief einer aus der letzten Reihe: „Natürlich die Hose, Herr Hauptmann!“



General Trutzberg zu Leutnant Specht: „Wie ich bereits seit einigen Tagen konstatiere, schlafen mindestens fünfzig Prozent Ihrer Männer! Sehen Sie das denn nicht?“
„Erlaube mir da zu bemerken, Herr General, daß das leider unmöglich ist. Ich habe ja nur vierzig Männer!“
Verdutzt ließ der General das Monokel fallen und schnarrte: „Mhm — äh — haben recht — weitermachen!“



Illustrationen: Horst Bartsch



„300 Jahre Infanterie" in Hammelburg. Der Preußenkönig marschiert im Geiste mit: „Wenn dir fremdes Land gefällt, so nimm es nur, die Juristen werden schon herausfinden, wie man den Raub rechtfertigt."

„... und damit überreiche ich am heutigen Volkstrauertag 1963 der Kampftruppenschule II in Munster Standarten von fünf Regimentern, die im Jahre 1914 heldenhaft an der Schlacht bei Tannenberg teilgenommen haben. Mögen sie eines Tages wieder über den alten deutschen Landen im Osten wehen ..."

Aus der Front lösten sich Soldaten im Exerzierschritt, um die Fahnen vom Kommandeur zu empfangen. Diese Nachbildungen der Feldzeichen preußischer Regimenter waren 1934 am Grabe des Feldmarschalls von Hindenburg im Tannenberg-Denkmal in Ostpreußen aufgestellt worden. Im Munsterlager wurden in den folgenden Jahren die Großverbände der faschistischen Panzerwaffe entwickelt. Mit dieser „Wunderwaffe des Blitzkrieges" wollten sie die Gegner niederwerfen — trotz deren zahlenmäßigen Überlegenheit. Aber das Wunder zerrann am „russischen Wunder". Das Tannenberg-Denkmal in Ostpreußen wurde gesprengt. Es war in jenen Tagen, als die Armeen der Antihitler-Koalition die deutschen Grenzen überschritten. Hitler und sein Klüngel setzte nun auf andere Wunderwaffen. Mit ihnen wollte man die Bevölkerung westeuropäischer und amerikanischer Städte terrorisieren, um die Westmächte zum Waffenstillstand an der Westfront zu bewegen. Von Oktober 1944 bis März 1945 wurden monatlich 9000 Raketen vom Typ A 4 produziert, die unter dem Namen V 2 bekannt wurden ...

8. Januar 1945. Auf der Startrampe stand die Neuentwicklung aus Peenemünde, die Rakete A 9. Ihre Flugweite war auf 5000 Kilometer berechnet. In 35 Minuten sollte das 100 Tonnen schwere Projektil eine Tonne Sprengstoff nach New York fliegen, um dort das Empire State Building in Schutt und Asche zu legen. „Feuer!" befahl ein etwa dreißigjähriger Mann in SS-Uniform, der Technische Direktor der

... BIS ALLES IN

Versuchsanstalt Peenemünde, Wernher von Braun.
Ohrenbetäubender Lärm drang zum Kommandostand. Rauch hüllte die Rampe ein. Draußen klirrte Metall. Jeder im Raum wußte, was das zu bedeuten hatte. „Versuch abbrechen!" sagte von Braun gepreßt. Stumm saßen die Ingenieure vor den Kommandopulten. 15 bis 16 Stunden täglich hatten sie in den vergangenen Monaten gearbeitet. Und immer wieder hatte von Braun zur Eile getrieben. Bei dieser Arbeitshetze mußte die Atlantik-Rakete Mängel zeigen...
8. Mai 1945. Berlin-Tempelhof. Sowjetische, amerikanische und englische Jeeps jagten über die Rollbahn. Einem Flugzeug entstiegen Keitel, Stumpff, Friedeburg. Dann fuhr ein Konvoi durch die Straßen des zerstörten Berlins. In der Nähe der Friedrichstraße verstopfte eine Kolonne deutscher Kriegsgefangener die Straßen. Die Generale verbargen ihre Gesichter hinter den Händen. „Aufhängen sollen sie euch!" riefen die Landser. — In Karlshorst im Saal der Militäringenieurschule. Die deutsche Delegation wurde in den Saal geführt.

Ein Offizier der verbündeten Streitkräfte verlas die Kapitulationsurkunde: „... erklären hiermit die bedingungslose Kapitulation aller zum gegenwärtigen Zeitpunkt unter deutschem Befehl stehenden Streitkräfte."
Keitel legte seinen Marschallstab auf den Tisch. Dann griff er zur Feder. Für Bruchteile einer Sekunde war das Kratzen auf dem Papier zu hören. Keitel setzte sich in Pose.
„Meine Herren Generale. Ich..." Niemand beachtete ihn mehr.
2. Dezemberhälfte 1964. Das NATO-Hauptquartier Mitteleuropa im Renaissance-Schloß Fontainebleau zu Paris hat seinen Oberbefehlshaber wieder. Im August hatte Bundeswehrgeneral Graf von Kielmannsegg einen schweren Autounfall gehabt: Bein- und Armbrüche und eine schwere Gehirnerschütterung.

Es war allerhand geschehen in seiner Abwesenheit. Die „Arbeitsgruppe MLF" war gut vorangekommen mit ihren detaillierten Plänen für die Atom-Überwasserflotte. Aber dann waren die britischen Vorschläge der ANF dazwischengekommen, die eine Zusammenfassung bereits bestehender Verbände vorsahen — u. a. der britischen Bomber und britischer und amerikanischer Polaris-U-Boote. Fast noch ein günstigeres Projekt für die Bundeswehr — wenn es nicht wieder den Zeitplan über den Haufen würfe.
Erst am 14. Dezember hatte dann Generalinspekteur Trettner vor dem Militärausschuß der NATO das deutsche Konzept der Vorwärtsstrategie vorgetragen, das die Verwendung von Atomminen vorsieht. Es war nicht zu erwarten, daß es sofort angenommen würde — aber daß es in die Presse gelangte und dort einen noch nicht abzusehenden Entrüstungssturm auslöste!

Man dürfte über die täglichen Ärgerlichkeiten eben nicht den Blick für die große Linie verlieren. Am 1. Juli 1957 waren die ersten drei Bundeswehrdivisionen der NATO unterstellt worden. Als Vorgriff darauf hatte General Speidel am 3. April 1957 in Fontainebleau den Posten des Oberkommandierenden der Landstreitkräfte Europa-Mitte eingenommen. Als General Speidel sechs Jahre später ihm, Kielmannsegg, diese Stelle freimachte — am 1. September 1963 war das — war seine letzte Amtshandlung das Inkraftsetzen der sogenannten Vorwärtsstrategie. Jetzt, Ende Januar 1965, würde die 12. Bundeswehrdivision der NATO unterstellt; die Positionen der Bundeswehr in den NATO-Stäben würde weiter verstärkt werden, und es wäre doch gelacht, wenn man schließlich nicht einen noch stärkeren Einfluß auf Planung und Einsatz der nuklearen Waffen bekäme...

Fünf Wochen später, Anfang Februar 1965. Kielmannsegg hat vor sich Unterlagen eines Manövers, das das 1. Panzerkorps in wenigen Tagen auf dem Truppenübungsplatz Bergen-Hohne beginnen soll. Kurz vorher hatte er eine Presseerklärung des Oberst Viebig vom Verteidigungsministerium gelesen. Der hatte strikt bestritten, daß es „Planungen, Überlegungen oder noch anderweitige Vorbereitungen für Sperrmaßnahmen nichtkonventioneller Art" gäbe. Aber was man der störrischen Öffentlichkeit zur Besänftigung sagte und was man tat, war eben zweierlei; und so würde das angesetzte Manöver in Bergen-Hohne wie geplant einen von der 9. Panzerbrigade gelegten Atomminengürtel enthalten. Und er, Kielmannsegg, wußte sich einig mit den anderen Kameraden: Generalleutnant von Hobe. stellvertretender Befehlshaber der NATO-Streitkräfte an den Ostseeausgängen würde weiter den Plan des Ballonvorhanges vor der norwegischen Küste in den Vordergrund schieben (natürlich hätten diese Ballons nur atomarbestückt einen Sinn). und Generalmajor Ferber, der Direktor des Planungsstabes der Standing Group in Washington, würde weiter wegen der MLF bohren. Was sie, die Bundeswehrgenerale, in ihrer Denkschrift 1961 erklärt hatten, blieb bestehen: „Ohne den Besitz der Atomwaffe ist nicht daran zu denken, daß Deutschland in seinen geschichtlichen und nationalen Grenzen wiederhergestellt werden kann." Und wenn ein bestimmter Weg zu den A-Waffen noch nicht sicher war. mußte man eben alle gangbaren Wege verfolgen. Und wenn ein direktes Eigentum noch auf zu großen Widerstand stieß. mußte man eben auf die Zielplanung und den Zeitpunkt des Einsatzes entscheidenden Einfluß gewinnen... ▶

SCHERBEN FÄLLT?

„Wunderwaffen"...

Raketenzerstörer „Claude V. Ricketts", das Versuchsschiff der geplanten MLF.



In diesem Januar hatten sich in Warschau, wo der Warschauer Vertrag geboren ward, wieder die Unterzeichnerstaaten zusammengefunden. Ihr gemeinsames Kommuniqué gab die eindeutige Antwort auf die alt-neuen Illusionen von den Wunderwaffen:

„Die Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages erklären sich mit aller Entschiedenheit gegen die Weitergabe von Kernwaffen an die deutsche Bundesrepublik, gleichviel in welcher Form – direkt oder indirekt über Staatengruppierungen – zur ausschließlichen Verfügung oder in jeder Form der Mitverfügung über diese Waffen... Sollten jedoch die Mitgliedstaaten der NATO im Widerspruch zu den Interessen des Friedens dazu übergehen, die Pläne für eine multilaterale Kernstreitmacht zu verwirklichen, gleichviel, in welcher Form das geschehen mag, so werden die Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages angesichts der ernsten Folgen, die dies für den Frieden und die Sicherheit in Europa haben würde, genötigt sein, die erforderlichen Schutzmaßnahmen zur Gewährleistung ihrer Sicherheit zu treffen."

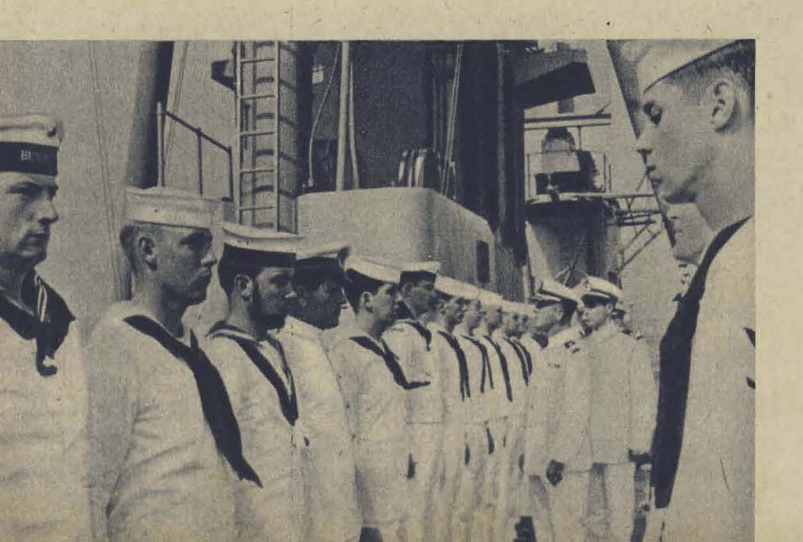
● ● ●

Da gab es jüngst noch eine andere Fahnenverleihung bei der Bundeswehr. Mit Trommelwirbel, „Wache heraus!" und gezogenem Degen wurde General Trettner am Kasernentor der Infanterieschule Hammelburg am 11. September 1964 begrüßt: Die große Schau „300 Jahre deutsche Infanterie" begann. In den bunten Uniformen vergangener Zeiten exerzierten die Soldaten und zeigten den Wandel der infanteristischen Kampfweise. In den Reden wurde „der alte Geist der Infanterie" und die „Frontkameradschaft" heraufbeschworen. Und dann wurde ein Gedenkstein „Der Infanterie" enthüllt und eine Fahne gehißt, die am 13. August 1961 auf dem Schöneberger Rathaus wehte.

Nur ein paar Kilometer von diesem Rathaus entfernt hatte im Januar 1945 der Außenminister des faschistischen Deutschland die Befehle seines Führers entgegengenommen.

Im Osten waren Hitlers Heere auf die Linie Schwedt-Glogau-Ratibor-Budapest zurückgeworfen worden. Im Westen standen sie auf der Linie Nimwegen-Aachen-Trier-Strasbourg-Basel. Ribbentrop hatte den Auftrag, Kontakte mit den Westmächten herzustellen, um an der Westfront einen Waffenstillstand abzuschließen. Die dort stehenden Truppen sollten dann an die Ostfront geworfen werden.

Der Gewährsmann der Amerikaner in der Schweiz, Allan Dulles, empfing einen Monat später in Zürich den Obersten Polizei- und SS-Führer des besetzten Italien, SS-Obergruppenführer Wolff. Zwei Tage später, am 8. März 1945, trafen beide wiederum zusammen. Wolff schlug vor: „Wir werden unsere Kampfhandlungen an der italienischen Front einstellen. Den Truppen Generalfeldmarschall Kesselrings geben Sie die Möglichkeit, sich ungehindert nach Deutschland zurückzuziehen." Die Rechnung für Dulles war klar: Zögen die Deutschen sich zurück, könnten die alliierten Truppen bis Wien, vielleicht bis nach Berlin vordringen. Das faschistische Regime in beiden Ländern käme so unter den Schutz der Westmächte.



...und ihre verblendete Besatzung...

Appell auf der „Ricketts"

„Mister Wolff", erwiderte der Geheimdienstmann, „wir werden Sie zu gegebener Zeit benachrichten." Tage später erhielt Wolff die Mitteilung, daß Dulles für den 19. März in Ascona, in der Südschweiz, eine Besprechung über die technischen Einzelheiten wünsche. In der Zwischenzeit war an der italienischen Front Waffenruhe eingetreten. Sieben Tage vor den Verhandlungen in Ascona forderte die Sowjetregierung, daß sowjetische Vertreter daran teilnehmen. Dulles war verbittert. Woher wußten die Russen von den Verhandlungen? Als die sowjetischen Proteste immer eindringlicher wurden, mußten die Westmächte ihre illegalen Verhandlungen einstellen. In den Morgenstunden des 9. April 1945 gingen die anglo-amerikanischen Truppen an der italienischen Front zum Angriff über. Der Plan, die Antihitler-Koalition zu sprengen, war gescheitert.

1. Oktober 1946. Im Saal des Internationalen Militärtribunals in Nürnberg. Der Richter verlas die Namen: Göring, Ribbentrop, Keitel, Kaltenbrunner, Rosenberg, Frank, Frick, Streicher, Sauckel, Jodl, Seyß-Inquart, Bormann. „To be hanged by the neck until dead!" sagte der Richter laut. „Zum Tode durch den Strang!" echote der Dolmetscher...

Fast genau 15 Jahre danach. 13. August 1961. Im Tagebuch des Leutnant Koch, Politstellvertreter eines Panzer-Bataillons der NVA heißt es: „Mit dem Hellwerden erreichen wir die Vororte Berlins. Rechts der Bahnlinie liegt eine Panzereinheit der Sowjetarmee. Gegenseitiges Grüßen und Winken. Genosse B. faßt unsere Gedanken in Worte: ‚Dort liegt unser großer Bruder, wir sind nicht allein...'"

An diesem Tag zerstob wieder eine Illusion. Die Hoffnung, mit der Bundeswehr in die DDR einzumarschieren, der Hintergedanke, die Sowjetarmee werde sich heraushalten, erwiesen sich als Hirngespinst. „Wir sind nicht allein!!" Das bezog sich auf alle Staaten des Warschauer Vertrages. Sie hatten wenige Tage vorher erklärt, daß sie rückhaltlos die Maßnahmen der DDR unterstützen...

Dieser Sommer 1964 war sehr heiß. Im Bonner Außenministerium hatte Schröder einige Mitarbeiter versammelt. Ventilatoren surrten. Trotzdem war es schwül im Raum.

„Meine Herren, die Sowjets haben mit der Zone einen Pakt abgeschlossen. Das bereitet uns Schwierigkeiten..."

Man hatte geglaubt, der „Sowjetunion die Zone abkaufen" zu können. Man wollte sich nicht kleinlich zeigen. 100 Milliarden Mark waren genannt worden. Jetzt war es klar, daß auch dieser Plan gescheitert war.

„Ich bitte Sie, noch mehr Sorgfalt an den Tag zu legen. Achten Sie auf jegliche Anzeichen von Nationalismus. Erkunden Sie Möglichkeiten, wie wir die kommunistischen Länder durch wirtschaftliche, wissenschaftliche oder kulturelle Verbindungen schwächen, sie eventuell gegeneinander ausspielen können"...

Langsam kroch der Morgen herauf. In die umliegenden Wälder kam Leben. Über einen Waldweg brummten sowjetische Aufklärungsfahrzeuge. Das gemeinsame Manöver deutscher und sowjetischer Einheiten hatte begonnen. Jagdbomber flogen den Gegner an. Die Artillerie beschoß sein Verteidigungssystem. Schwimmpanzer überquerten den Fluß, aus allen Rohren feuernd. Sie bildeten am anderen Ufer einen Brückenkopf. Der Gegner versuchte einen Gegenangriff, der abgeschlagen wurde. In der Zwischenzeit ließen Pioniereinheiten Pontons zu Wasser. Bugsierboote fuhren fertige Sektionen zur Brücke zusammen. Ein Kommando ertönte: „Zum Belag eindecken — marsch!" Kaum war der letzte Handgriff getan, da wühlte sich der erste Panzer heran. Kurz hinter der Brücke bockte der Motor eines sowjetischen Panzers. Der Reparaturwagen war weit im Hinterland. In der Nähe waren deutsche Mechaniker. „Towaritschtschi..." — 30 Minuten später rollte der Panzer weiter. Sowjetische



... wieder die Not der Heimat.

Gedenkstein einer SS-Division in Marktheidenfeld, der den Aggressionskrieg nachträglich rechtfertigt.

und deutsche Soldaten hatten den Schaden gemeinsam behoben...

Im Feldlager waren die sowjetischen und deutschen Truppenteile angetreten. Der kommandierende General wertete das Manöver aus.

„...Unsere heutige gemeinsame Übung hat bewiesen, daß die deutsch-sowjetische Waffenbrüderschaft unverbrüchlich ist. Die Herren in Bonn hätten zu gern gesehen, wenn wir uneins wären. Sie möchten ein sozialistisches Land gegen das andere ausspielen. Den Ultras haben wir mit unserer heutigen Übung bewiesen: sie kommen nicht durch!"...

Die Bundeswehr hißt die alten Fahnen und hegt die alten Illusionen. In Hammelburg wurde ihre Niederlagenfahne vom 13. August 1961 aufgezogen. So sei an einen Spruch erinnert, der in jenen Tagen bei unseren Soldaten aufkam:

„Die Bundeswehr trägt hoch die Fahnen,
die sie ererbt von ihren Ahnen.
Doch setzt sie sich nochmals in Marsch
— es gibt wohl keinen Zweifel —
dann fliegt sie auf den..."

y. p.



Hauptgewinn	500 MDN
ferner 4mal	50 MDN
5mal	20 MDN
20mal	10 MDN
an 30 Gewinner	1000 MDN

Seite an Seite!

Aus den nachstehenden Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren dritte von unten nach oben gelesen die Hauptziele des Warschauer Vertrages ergeben, die auch bereits in seinem vollständigen Titel genannt werden. Diese drei Begriffe stellen die Lösung dar, die Sie auf einer Postkarte bis zum 7. Juni 1965 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
1018 Berlin
Postschließfach 7986
Kennwort „1000-MDN-Preisausschreiben"

senden müssen, wenn Sie zu den glücklichen Gewinnern zählen wollen.

(sch und st jeweils ein Buchstabe; y gleich i)

a – ab – an – an – ar – ba – ble – boot – chal – de – den – den – der – der – der – dres – drow – e – e – e – en – er – fa – freund – funk – ga – gold – kau – kraft – kreuz – lek – lex – – lon – lung – ma – mee – men – mos – na – nei – nik – nö – nung – ken – pi – ri – rü – rund – schafts – schub – see – ski – sem – so – so – spy – sse – stel – stung – tag – tail – ter – trag – tro – um – un – ver – ver – wjet – xa – zeit – zün

1. Vorrichtung zum Zielen, z. B. an Bordwaffen von Flugzeugen, 2. einer sendet unter dem Namen „Wolga" für die in der DDR stationierten Sowjetsoldaten, 3. die Offiziersschüler aller sozialistischen Staaten legen es auch ab, 4. Vorbereitung der Kampftechnik von einer auf die andere Jahreszeit, 5. Teil unserer Friedensgrenze mit Polen, 6. Stadt der DDR mit vielen von der Sowjetarmee geretteten Kunstwerken, 7. Energie, die eine Rakete antreibt, 8. wichtiges Ziel aller sozialistischen Staaten, 9. Abkommen zwischen der SU und der DDR, 10. wir feierten seine 47. Wiederholung gemeinsam mit den Sowjetsoldaten am 23. Februar, 11. eine Granate, die nicht gleich beim Aufschlag explodieren soll, besitzt ihn, 12. die sowjetische Flotte verfügt darüber in vielen hundert Exemplaren, 13. polnischer Verteidigungsminister; auf unserem Foto während seines DDR-Besuches gemeinsam mit Armeegeneral Hoffmann und


12


13


14

Erich Honecker, 14. berühmtes Ensemble der Sowjetarmee, 15. wo dieses Karl-Marx-Denkmal steht, ist auch der Sitz des Vereinigten Oberkommandos der Warschauer Vertragsstaaten, 16. die Truppen des Warschauer Vertrages haben schon viele gemeinsam durchgeführt, 17. moderner Industriezweig; auch für das Militärwesen von unschätzbarer Bedeutung, 18. westdeutscher Ort, durch Soldatenschinderei berüchtigt, 19. die DDR besitzt sie nicht nur diplomatisch durch alle sozialistischen Staaten, sondern erhielt sie auf der letzten Tagung der Warschauer Vertragsstaaten auch uneingeschränkt für ihre Friedenspolitik, 20. Hauptstadt der lettischen Sowjetrepublik, 21. militärische Einheit, die sozialistischen Armeen haben die stärkeren, 22. Begebenheit am Rande, unsere Soldaten, die an gemeinsamen Manövern teilnahmen, können viele erzählen, die die enge sozialistische Waffenbrüderschaft bekunden.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.

ПРОЛЕТАРИИ
ВСЕХ СТРАН,

15

Auflösung Nr. 3/1965
1000–MDN–Preisausschreiben

Die richtige Reihenfolge der Lösung unserer AR-Übungs-Aufgaben mußte lauten: c, b, a, b, a, a. Zugegeben, besonders die Aufgaben 3 und 4 (Tragflächenformen und brennende Zigarette) hatten es in sich. Trotzdem hatten sie viele Einsender richtig gelöst. Es gewannen:

500,– MDN:

Soldat Willi Matuschke, Teistungen, Kr. Worbis.

Je 50,– MDN:

Soldat Peter Berger, Oranienburg; Angelika Haupt, Pirna-Jessen; Jochen Iffert, Steinbach, Kr. Bad Salzungen; Bernd Lier, Berlin-Adlershof.

Je 20,– MDN:

Obermaat W. Forberger, Kühlungsborn; Jürgen Ott, Barth; Soldat Gottfried Pflugbeil, Leipzig; S. Scherner, Johanngeorgenstadt; Anita Wloch, Perleberg.

Je 10,– MDN:

Hans-Joachim Böttner, Magdeburg; Josef Fester, Schönberg, Kr. Grevesmühlen; Soldat Edgar Kessel, Perleberg; Soldat H. Klinger, Schwartow; Waltraud Leske, Neufeld-Marxwalde; Christine Lotto, Wolgast; Werner Müller, Peenemünde; Siegfried Oeser, Meiningen; Marita Pötzel, Pernick; Brigitte Scheunert, Plauen; Uffz. Uwe Schlegel, Mühlhausen; M. Schmidt, Wittenburg; Edgar Schmidt, Staßfurt; Gefr. Hans-Jürgen Schulz, Geisa; Uffz. Uwe Sievert, Eggesin; Gerda Spörl, Zwickau; Waltraut Stadör, Halle (Saale); Kanonier Herbert Süße, Prora; Lothar Tenner, Wolfen; Werner Zierold, Zschocken (Erzgeb.).



◀ Ein Fla-Raketentruppenteil verlegt in einen neuen Raum. Um Zeit zu gewinnen, wird der Gefechtsstand mit Hubschraubern transportiert. Bevor die Feuerabteilungen im Kfz.-Marsch die neuen Stellungen erreichen, hat der Gefechtsstand alle vorbereitenden Aufklärungs- und Vermessungsarbeiten abgeschlossen. Die Kommandeure beraten die günstigste Flugstrecke.

Blick von der Kabine des im Kettenverband rechts fliegenden Hubschraubers zur Maschine des Kettenkommandeurs. ▶

Luftreise einmal anders

Mit ohrenbetäubendem Dröhnen und im Wirbel einer Staubwolke startet ein Hubschrauber. Die anderen folgen der Reihe nach. Auch Leutnant Menz erhöht die Drehzahl des Triebwerkes. Die Tragschraube dreht sich schneller. Es scheint, als wolle die Maschine auf der Stelle hüpfen. Staub und Strohhalme wirbeln vor dem Kabinenfenster. Zögernd hebt der Hubschrauber ab, gewinnt ein wenig an Höhe, setzt dann aber bald wieder auf.

Ratlos schauen sich die Soldaten im Laderaum an. Ungewohnt ist für sie die Lage. Eben erst wurden sie vom Kraftfahrer, der sie zum Hubschrauberlandeplatz gebracht hatte, etwas neidisch mit dem Werbeslogan der „Interflug" verabschiedet: „Reisen Sie modern — reisen Sie mit dem Flugzeug!" Was soll nun werden? Ob das Ding auch sicher ist?

Besorgt schaut der neben ihnen sitzende Major zur Kabine. Was wird die Besatzung jetzt tun? Er, der Kommandeur eines Fla-Raketentruppenteils, soll seinen Gefechtsstand verlegen. Zum erstenmal mit Hubschraubern. Sonst quälten sie sich mit ihren Fahrzeugen 100 oder 200 Kilometer teils auf scheußlichen Landstraßen herum. Und diese erste Probe soll nun schief gehen? Und ausgerechnet er als Kommandeur sitzt noch hier, während die anderen Maschinen schon Kurs auf den neuen Raum nehmen?

Der Hubschrauber von Leutnant Menz steht wieder auf der Erde. Heiß brennt die Sonne auf das Kabinen-





Zum Gefechtsstand gehören einige Fahrzeuge, die nicht mit transportiert werden können. Sie folgen mit den Feuerabteilungen. Die auf ihnen befindlichen Geräte werden für den Lufttransport ausgebaut. Auch die Funkstation wird vom Fahrzeug genommen. Einzeln verschwinden die Geräte und das Aggregat im Laderaum.

dach. Es ist Hochsommer. Hubschrauberführer Menz fällt eine Aufgabe ein, die Flugschüler Menz einst rechnete. Ihm ist, als frage sein Fluglehrer: „Bei je 10 Grad Temperaturanstieg verringert sich die Tragfähigkeit des Hubschraubers um 160 kg. Wie kommt das, Genosse Menz?“

„Erwärmte Luft trägt weniger gut!“ hatte er damals geantwortet. Draußen ist ja auch eine Hitze wie im Backofen, schießt es ihm durch den Kopf. Sollten sich die paar Kilo, die ich mehr geladen habe als die anderen, wirklich so auswirken? Also: Ladung verringern! Es ist ja eine Erprobungsübung. Warum da ein Risiko eingehen? Was aber, wenn er die Hälfte der Ladung hierließe? Dort unten sitzt der Major. Er könnte dann nicht arbeiten, sein Truppenteil nicht kämpfen.

Die Gedanken kreisen wirr durch den Kopf, doch sie ordnen sich blitzschnell. Genosse Menz hat eine Idee.

Es gibt da noch eine andere Möglichkeit: den Flugzeugstart. Ein wichtiges Element der fliegerischen Ausbildung, auf das großer Wert gelegt wird. Zwar widerspricht er den Besonderheiten des Hubschraubers, da auch er jetzt eine lange, ebene Fläche braucht wie jedes andere Flugzeug, aber er ermöglicht den Start mit einem größeren Fluggewicht.

Sein Entschluß steht fest. Und schon nach etwa 100 Metern Hopsen und Rütteln schwebt die Maschine frei in der Luft.

Die an den Kabinenfenstern hockenden Soldaten sehen noch beängstigend nahe den Turm einer Dorfkirche vorbeihuschen. Dann wird ihnen leichter um Herz und Magen. Jetzt verläuft alles wieder normal.

Leutnant Menz schließt zum Verband auf. In Kettenformation fliegen sie nach Nordwest, überfliegen ein größeres Industrieobjekt und landen dann am neuen Standort, wo der



Während des Fluges bietet sich dem Kommandeur der Raketeneinheit ein zusätzlicher Vorteil: Er kann die Aufklärungsergebnisse über den neuen Raum vervollständigen, den Marschweg für nachfolgende Kräfte aufklären und günstige Feuerstellungen auswählen.

An heißen Sommertagen bereitet der rasche Temperaturanstieg den Hubschrauberführern Schwierigkeiten. Beim Start hüllt sich die Maschine in eine dichte Staubwolke. ▼



Gefechtsstand eingerichtet werden soll.

Die Offiziere des Truppenteils waren anfangs skeptisch. Einen Gefechtsstand durch die Luft transportieren? Keiner verläßt gerne sein Element. Aber jetzt sind sie erleichtert. Alles lief programmgemäß. Die Hubschrauberführer meistern auch schwierige Situationen.

„Mich beeindruckte, wie gut der Hubschrauberführer in dieser Situation reagierte. Er hätte auch anders entscheiden können. Aber wo wären wir da jetzt?" meint Major Klug.

„Daran ist nichts außergewöhnlich. Das ist mir zwar das erstemal passiert, aber mit dem Flugzeugstart habe ich nur Gelerntes angewendet", antwortet Leutnant Menz. Er macht nicht gerne viele Worte.

Bald wird der Erfolg sichtbar. Auf dem Gefechtsstand wird bereits emsig gearbeitet, als Motorengeräusch durch den Wald hallt. Es sind die Fahrzeuge, von denen am Vormittag die Geräte in die Hubschrauber verladen wurden.

„Drei Stunden Verspätung, liebe Genossen Kraftfahrer!" werden sie von den Soldaten empfangen. Scherzhaft, jetzt jedoch mit einem neuen Akzent, erklingt es im Chor: „Reisen Sie modern — reisen Sie mit dem Hubschrauber!"

Major E. Gebauer

▲ **Sofort nach der Landung beginnen die Bautrupps mit dem Verlegen der Drahtverbindungen. Die Antenne der Funkstation wird installiert. Schon nach wenigen Minuten ist die Verbindung mit der nachfolgenden Einheit hergestellt.**

Die Soldaten haben viele Fragen an Leutnant Menz und seinen Bordmechaniker. Der Lufttransport war für sie ein Erlebnis besonderer Art. „Reisen Sie modern . . ." ▶







Muß ein Mädchen „SEXY" sein?

Es muß wohl.
Und nicht etwa nur heute, in der siebenten Dekade des 20. Jahrhunderts. Oder woran mag der „junge, liebenswürdige Mann", der da 1848 unter dem sinnigen Chiffrewort „Herzensstürmer" im „Forster Wochenblatt" nach einer Lebensgefährtin inserierte, anders gedacht haben, als er ausdrücklich betonte, daß es ihm zuvörderst „auf eine gewisse Fülle der Formen" ankomme?
Das war vor 117 Jahren.
Und heute – mit welchen Maßstäben geht man heute an die Partner- und Gattenwahl?
Den Reigen eröffnet Unteroffizier Kurt Hartmann, 26, ledig. „Ein Mädchen muß auf mich wirken wie ein Akt, wo aber nicht jeder mit dem Finger draufzeigt", sagt er. Klingt ein bissel kauderwelsch, läßt aber sonst nichts an Deutlichkeit zu wünschen. „‚Scharf' muß SIE schon aussehen", macht Obermaat Gerhard Geißler, 21, ledig, seine Wünsche geltend. Soldat M. U., 24, ledig, verlangt zwar nicht gerade makellose Schönheit, „aber häßlich dürfte sie auch nicht sein". „Zuerst muß das Auge auf seine Kosten kommen", assistiert ihm Matrose Mathias Schiller, 20, ledig. Den Junggesellen gesellt sich mit dem Soldaten Klaus Takl, 26, nunmehr der erste Ehemann zu: „Ob ein Mädchen ‚sexy' sein muß? – Im Prinzip ja, aber nicht nur!"
Ein salomonisches Urteil.
Temperamentvoll meldet sich Soldat Erich Mietke, 25, verheiratet, zu Wort: „Was nützt mir denn die Oberweite der Lollobrigida, wenn das Mädel ansonsten keine Spur von Intelligenz verrät?" „Schönheit allein macht's nicht", springt ihm Gefreiter Eberhard Mayer, 25, verheiratet, hilfreich zur Seite. Übrigens befinden sie sich da in guter Gesellschaft – bei Erich Kästner nämlich:

„Casanowa sprach lächelnd zu seinen Gästen:
‚Mit den Frauen ist es,
Ich hoffe, ihr wißt es,
Wie mit den Äpfeln rings an den Ästen.
Die schönsten schmecken nicht immer am besten'".

Weswegen man ja auf dem Standesamt meist auch nicht mit seinem „Typ", sondern oft mit dem genauen Gegenteil davon erscheint. „Seinen



,Typ' heiratet man nicht, sondern bewundert ihn", philosophiert Leutnant Hans O., 27, folgerichtig nicht mit einer dunkelhaarigen Frau, „rassig wie guter Kognak", sondern mit einer vollschlanken Blondinen verheiratet. Zum gleichen Thema meint Stabsobermeister Friedhelm Bischoff, 29: „Früher hatte ich für das praktische Leben recht ungeeignete Ideale, Filmschauspielerinnen u. ä. Mit zunehmendem Alter sah ich ein, daß das Illusionen waren, aufgebaut auf Äußerlichkeiten." Obwohl noch ledig, pflichtet ihm Stabsmatrose Günter Trescher, 20, bei. Die Zukünftige muß nicht unbedingt seinem Schönheitsideal entsprechen. „Es kommt mir mehr darauf an, daß sie gebildet ist und annähernd die gleichen Interessen hat wie ich."
Ziehen wir die Zwischenbilanz. Wenn's gestattet ist, mit Kurt Tucholsky. Denn darin sind wir uns sicher einig mit ihm: „Zur Heirat gehört mehr als nur 4 nackte Beine ins Bett".
Woraus dieses „mehr" besteht, wollte ich von 150 jungen Soldaten wissen. Nach dem Motto: Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Liebenswerteste im ganzen Land?
Mit weitem Vorsprung dominiert, daß SIE

- sich modern zu kleiden versteht;
- hübsch ist und gut aussieht;
- einen guten Charakter hat;
- gut zu wirtschaften versteht.

Etwa zwei Drittel aller Genossen finden an ihrer Frau, Braut oder Freundin besonders liebenswert, daß Sie gut tanzen und kochen kann, in der Größe zu ihnen paßt, tüchtig in ihrem Beruf ist und sich darüber hinaus auch für die Arbeit des Mannes interessiert, ihm ansonsten jedoch die Entscheidungen überläßt.
Wir sprachen vorhin von Idealen. Ganz sicher ergibt dieser Test in seiner Summe auch nicht gerade ein ideales Leitbild. Zu stark treten noch reine Äußerlichkeiten oder zweit- und drittrangige Eigenschaften hervor, wenngleich jede der einhundertfünfzig Antworten stets eine Kombination mehrerer Faktoren darstellt. Vielleicht liegt es daran, daß es heute noch weitaus mehr Leute von jener Sorte gibt, wie Georg Christoph Lichtenberg sie schon um 1770 herum antraf, als er diesen Aphorismus niederschrieb: „Ein gewisser Freund, den ich kannte, pflegte seinen Leib in drei Etagen zu teilen, den Kopf, die Brust und den Unterleib, und er wünschte öfters, daß sich die Hausleute der obersten und der untersten Etage besser vertragen könnten."
Den rechten Hausfrieden scheint es dieserhalb bei dem Matrosen Reiner B., 20, auch nicht gegeben zu haben, als er sein standesamtliches Ja flüsterte. „Meine Frau brachte das erste Kind zur Welt, und da haben wir geheiratet. So richtig zum Überlegen bin ich gar nicht gekommen", gesteht er. Trotzdem ist seine Ehe stabil geblieben, was man leider nicht von allen jungen Ehen sagen kann. Immerhin standen 1963 den 148 373 Eheschließungen in unserer Republik noch 24 649 Ehescheidungen gegenüber, wobei von 1000 geschiedenen Männern 15,6 und von 1000 geschiedenen Frauen 56,2 unter 21 Jahre alt waren. Auf 10 000 junge Leute zwischen 18 und 21 Jahren kamen im selben Zeitraum 1143,1 Eheschließende sowie 26,9 Geschiedene; damit hat sich die letztgenannte Gruppe gegenüber 1958 auf 192,1 Prozent erhöht. Die Zahl junger Ehelösungen ist also erheblich gestiegen. „Mancher Bruch", erklärt Sanitätsrat Dr. med. Clemens Scholz, „hat seine Ursache in unbedachter, leichtfertiger Gattenwahl. Statt verantwortungsbewußt zu prüfen und auszuwählen, gehen viele junge Menschen in die Ehe, als wären sie mit Blindheit geschlagen. Oft ‚genügt' ihnen ein oberflächliches sexuelles Erlebnis oder ein kurzer, erregender Rausch, um einer Bindung zuzustimmen, die – da fürs Leben gedacht – weit mehr verlangt als eine mehr oder minder gute Bettkameradschaft." „Leider", fügt Oberstleutnant (Ing.) Hans-Dieter Braumüller, 44, verheiratet, ergänzend hinzu, „bereiten sich viele Jungen und Mädchen fast kaum auf die Ehe vor. Keinem wird etwas geschenkt. Auch das Eheglück fällt nicht vom Himmel, sondern will mit beider Kraft geschaffen, bewahrt und gefestigt werden". Das aber bedarf „der geistigmoralischen Reife für ein Leben zu zweit", wirft Stabsgefreiter Theo Richter, 27, verheiratet, in die Debatte. „Wer aber ist das schon mit achtzehn, neunzehn oder auch zwanzig Jahren, frage ich?"
Dasselbe fragt Standesamts-Leiterin Hildegard Traunstein: „Manches junge Paar, das bei mir erscheint, möchte ich, statt ihm das Eheversprechen abzunehmen, viel lieber wieder nach Hause schicken und ihm sagen: ‚Wartet noch ein Weilchen und lernt Euch überhaupt erst einmal richtig kennen!"
Dazu braucht's ja nicht unbedingt dreieinhalbjähriger Verlobungszeiten wie bei Unteroffizier

Stephan Hahn, 23, verheiratet. Sechs-Wochen-Bekanntschaften – vor allem häufig bei Soldaten und Studenten anzutreffen – sind allerdings entschieden zu kurz. Denn wie oft folgt dem Weg zum Standesamt ein, zwei Jahre später der Gang zum Scheidungsrichter. „Vor der Ehe sahen sie sich nur in glücklichen Stunden, ohne sich wirklich zu kennen", bemerkt Richterin Charlotte Stimmfeld. „Zu spät merkten sie, daß die Widersprüche größer waren als die vermeintliche Zuneigung." Und wieder hören wir: „Durch ihre ungenügende Reife als Gesamtpersönlichkeit (also nicht biologisch) sind die jungen Eheleute ihren ehelichen Pflichten (gleichfalls nicht biologisch gesehen) keinesfalls gewachsen."

In jungen Jahren geht äußere Schönheit zumeist vor innere Schönheit. Kurvenreiche Proportionen sind weit mehr gefragt als reiche Geistesgaben, Charakter, Bildung, Herzenswärme – kurz, die Frau, die „als Ratgeber, Freund, Handlungskompagnon, Bettkamerad, Spielsache, lustiger Bruder (Schwester klingt nicht) auf uns wirkt", um ein zweites Mal mit Georg Christoph Lichtenberg zu sprechen, der damit zugleich die heitere und vergnügliche Seite mit dem Ernst des Lebens in Verbindung bringt.

„Um es gleich vorwegzunehmen", resümiert Diplom-Psychologe Günther Kruse, „ein Mädchen muß keineswegs ‚sexy' sein. Es muß nur dann ‚sexy' sein, wenn es glaubt, ‚sexy' sein zu müssen. Und dann liegt bei ihm bestimmt irgend etwas im argen, ist in seiner Entwicklung etwas ‚verbogen', fehlgelaufen. Die Psychologie unterscheidet begrifflich zwischen Eros und Sexus, zwischen Erotik und Sexualität. Während der erste Begriff mehr die geistig-sinnliche Seite der Liebe bezeichnet, bezieht sich der zweite mehr auf die körperlich-sinnliche Seite. Dabei glaube ich, daß die Zahl der jungen Menschen, die bei der Partner- und Gattenwahl wirklich *nur* auf Äußerlichkeiten sehen und das sexuelle Erlebnis in den Vordergrund stellen, nicht so hoch ist, wie es beim ersten Hinsehen den Anschein hat. Bei den meisten dieser jungen Leute ist der – oft harmlose – Nachahmungstrieb die Haupttriebkraft des Herausstellens oder Suchens sexueller Momente. Das Betonen dieser Dinge stellt, von Ausnahmen abgesehen, meistens eine Übergangsphase innerhalb der Entwicklung einer Persönlichkeit dar, die dann sehr bald in eine andere mit der Betonung der inneren, charakterlichen Werte einmündet. Übrigens: Die ‚Armee-Rundschau' finde ich manchmal auch ganz ‚sexy' und trotzdem nett (oder gerade deswegen?). Warum sollte sie schließlich auch nicht ‚sexy' sein?"





Eben.

Zumal ihr – obwohl andere mitunter etwas anderes behaupten (!) – die inneren Werte ganz gewiß nicht fehlen.

Sicherlich findet man beides selten in vollendeter Harmonie beieinander. Deswegen sollte man sich ent- und damit oft allerdings auch bescheiden. Denn was wiegt mehr auf der Waage des Lebens – des Menschen äußere Hülle oder der Mensch selbst?

Ihr

Karl Heinz Freitag



Der „Hilfshosenknopf" (DRP 313 396) ist bis heute noch nicht in der Serienproduktion, der „neue abwaschbare Igelitbriefumschlag" immer noch nicht eingeführt. In den Jugendklubs sucht man vergeblich die „mechanische Vorrichtung zum Erlernen von Tanzschritten" (DRP 247 483) und im Gepäckraum des Trabant umsonst den praktischen „Autotoilettstuhl" (ATSt). Und wo fände man gar die kapselförmige „Bandwurmfalle", die ganz einfach an einer Schnur in den Darm gelassen und wieder herausgezogen wird, sobald der lästige Parasit sich selbst in der Kapsel gefangen hat?

Da fliegen nun die Sputniks und Wostoks in ganzen Serien durchs Weltall – auf diese Gipfelleistungen menschlichen Erfindergeistes aber müssen wir noch immer verzichten, weil sie seit mehr als 50 Jahren ungenutzt in den Aktenkellern der Patentämter begraben liegen.

Um so größere Aufmerksamkeit verdient das kühne Experiment einiger Dresdner Armeesportfunktionäre. Wie AR erst zu Beginn des Jahres erfuhr, bemühen sie sich schon seit langem, eine fast hundert Jahre in der Patentamt-Versenkung verschwundene Erfindung praktisch zu erproben. Worum es sich handelt, sehen Sie hier in einer zeitgenössischen Skizze des Patent-Anmelders.



Doch wir wollen uns nicht bei der Historie aufhalten. Gestatten Sie mir, Ihnen sogleich die moderne Einradsystembesatzung vorzustellen.

Der Herr, der heute im Dresdner Team kräftig in die Pedalen tritt und sich mühevoll abstrampelt, heißt Erich Prochnow und ist laut DPA immerhin schon 55 Jahre alt. Daß er trotzdem noch quicklebendig ist, verdankt er vor allem dem Boxsport. 1926 stieg er das erste Mal in den Ring, in dem er 208 Kämpfe gegen viele deutsche Klasseleute der Vorkriegszeit austrug. 1956 begann er bei der ASG Dresden III mit dem Aufbau einer Box-Sektion. Heute ist er zwar nicht mehr als Oberfeldwebel aktiv, dafür jedoch nach wie vor als ehrenamtlicher Trainer von 13 Schülern, 15 Jugendlichen, 5 Junioren und 21 Senioren.

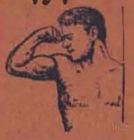
Die Dame auf dem Vordersitz ist in der modernen elbflorentinischen Version mitnichten eine Dame, sondern ein nach Leibesfülle und Funktion recht gewichtiger Mann: Oberstleutnant Walter Neidert, 43 Jahre alt, früher gleichfalls aktiver Faustkämpfer, heute Leiter der Box-Sektion.

In den hinteren Platz teilen sich Major Rachula, der ASG-Vorsitzende, sowie Oberstleutnant Becker, sein Stellvertreter, und gucken in trauter Gemeinsamkeit nach hinten – dorthin, wo sich auf einem hier nicht abgebildeten Anhänger die 54 Jünger des Boxsports drängeln.

Sie werden fragen, ob sich das Gefährt unter dieser Last überhaupt fortbewegt. Wahrscheinlich würde sogar der Erfinder erhebliche Zweifel daran hegen. Doch die Dresdner Praxis beweist das Gegenteil.

Mein Geheimsystem

(Physical Culture)



Die „Physical Culture", zu deutsch die Körperkulturistik, ist zwar im engeren Sinne nicht gerade das Geheimsystem, aus dem Erich Prochnow Kraft und Ausdauer schöpft, um das Einradsystem der Boxsektion ständig in Gang zu halten. Die eigene sportliche Aktivität gab und gibt ihm die Kondition dafür, aber auch die moralische Kraft, allen Widerständen und Schwierigkeiten zum Trotz weiterzumachen und der Sektion zu geben, was sie wenigstens als Minimum braucht: Ordentliches Training zweimal in der Woche sowie Wettkämpfe.

Das ist schwer und oft recht bitter, so im Alleingang. Trotzdem ging es voran. Des Trainers Rechenschaftsbericht für das verflossene Jahr drückt es aus: Von 113 Einzelkämpfen endeten 53 siegreich für die ASG-Boxer, 21 unentschieden und 39 mit einer Niederlage. Die Jugendlichen P. Schulze, Schubert und Schönfelder wurden Bezirks- und die Sportfreunde Wolf und Specht Vize-Bezirksmeister. Bei den Titelkämpfen des Militärbezirks kam der Leichtgewichtler Bäger zu Meisterehren; Menzer im Mittel- und Weltz im Halbschwergewicht erreichten den 2. Platz, während Weltergewichtler Werner Schulz auf dem dritten Rang landete. Fünf Sektionsmitglieder erwarben 1964 die Sportklassifizierung Stufe III, und siebenundvierzig tragen das Sportabzeichen, zum Teil sogar mit dem 6. oder 7. Wiederholungsanhänger.

Eine stattliche Erfolgsskala. Allerdings – und da liegt der Haken – geht sie fast nur auf das Konto eines Mannes: Eben des sich einsam abstrampelnden Trainers.

Ein guter Feldstecher



Ja, selbst mit dem besten Feldstecher wäre hier kein kollektives Arbeiten zu finden. Oberstleutnant Neidert sitzt zwar nominell vorn an der Spitze, ist aber trotz manch redlicher Bemühungen doch mehr geruhsamer Passagier denn tätiges Besatzungsmitglied. Außer beim Training oder bei Wettkämpfen kam die Boxergruppe der 54 binnen eines Jahres nicht einmal zusammen. Kein Wunder übrigens, wenn das noch nicht mal die vierköpfige Sektionsleitung schaffte. „Erich wird den Laden schon schmeißen!" Darauf verließ und verläßt man sich.

Und Erich rackerte sich ab. Tagaus, tagein. Achtundzwanzig verschiedene Aufgaben weist z. B. ein Organisationsplan aus, mit dem eine Boxveranstaltung gegen die BSG Motor Niesky im Dresdner Haus der Armee vorbereitet wurde. Unter der Rubrik des Verantwortlichen findet sich – zweiundzwanzigmal der Name Prochnow; u. a. für publizistische Vorbereitung, Ordnungsdienst, Verpflegung, Blumen, polizeiliche Anmeldung, Saalausgestaltung, Eintrittskartenverkauf, Kasse und Abrechnung, Quartierbeschaffung usw. usf.

Ergo sah es dann im Endeffekt so aus, daß der geplagte Allround-Organisator wider Willen alles mögliche zu organisieren, am Kampfabend aber nicht genügend Zeit hatte, sich seinen Schützlingen zu widmen. Die saßen mutterseelenallein in der Garderobe und durften sich, wenn sie schön still waren, bestenfalls mitanhören, wie der Nieskyer Betreuer seinen Jungens gut zuredete, ihren Kampfgeist anstachelte und letzte Ratschläge gab ...

Es grenzt nahezu an Wunder, daß die Speichen des Gefährts unter diesem Druck nicht in Stücke barsten und es völlig in sich zusammenfiel. Das Erfindergenie muß vorausgeahnt haben, was sein Werk einst alles auszuhalten haben würde.



Was aber benutzt man, um falsch motivierte Absagen zu erkennen?

Ein Kampfvertrag mit der BSG Chemie Schwarzheide verpflichtete die Dresdner ASG-Boxer für den 25. Oktober 1964 zur Ausrichtung eines Rückkampfes. Am 29. September schickte der Trainer seine Besetzungsvorschläge zum Synthesewerk. Dann machte er sich an die vorbereitenden Arbeiten – wie üblich allein. Als er Mitte Oktober schnell mal in die Stadt wollte, stellte ihn sein Chef zur Rede. Man kann's ihm nicht verübeln. Schließlich hat ein Hausmeister tagsüber erst einmal das zu erledigen, wofür er bezahlt wird.

Erich Prochnow tat das einzig Richtige: Er informierte Oberstleutnant Neidert, daß es Schwierigkeiten gebe und er künftig während der Arbeitszeit kaum alle notwendigen Dinge erledigen könne.

Das Ergebnis dieser Unterhaltung war nicht etwa die schon längst aktuell gewordene Verteilung der Arbeit auf viele Schultern, sondern ein Brief mit der – Kampfabsage. Und so lasen die Schwarzheider betrübt, daß es der ASG Dresden III – und jetzt wörtlich!

– „aus dienstlichen Gründen leider nicht möglich" sei, den vereinbarten Vergleich auszurichten. Dazu dann noch die Bemerkung: „Auch in absehbarer Zeit wird es uns höchstwahrscheinlich nicht möglich sein, daß wir bei uns veranstalten".

Das ist, gelinde ausgedrückt, ein Spiel mit gezinkten Karten. Eigenes Versagen am Steuer und fehlende mannschaftliche Geschlossenheit in der Leitungsarbeit werden hier mit „dienstlichen Gründen" bemäntelt.

Das gerade zu biegen, vermag auch „Orthopag" nicht. Bisher vermochten es ja selbst Oberstleutnant Becker und Major Rachula nicht. Beide renommieren zwar damit, daß das von Erich Prochnow über Stock und Stein getretene Einradsystem der Armeesportgemeinschaft von allen Sektionen die größten Erfolge brachte, aber tätige Hilfe zu seiner Umwandlung in ein kollektiv arbeitendes Gemeinschaftssystem leisteten sie nicht.

„Genosse Prochnow traut ja keinem über den Weg und macht lieber alles allein, als daß er andere zur Mitarbeit heranzieht", meint Oberstleutnant Becker. Vielleicht deswegen, weil er schon zu oft enttäuscht wurde und die Aufgaben, die eigentlich andere erledigen sollten, in letzter Minute doch auf ihn zurückfielen?

„Genosse Prochnow ist ein Nervenbündel und es will keiner mit ihm zusammenarbeiten, da er alle verrückt macht", erklärt Oberstleutnant Becker weiter. Vielleicht deswegen, weil er überfordert und eben durch die jahrelange Ein-Mann-Arbeit mit den Nerven heruntergekommen ist?

Wie es scheint, hat man sich diese Fragen in der ASG Dresden III noch nicht gestellt. Als ich den ASG-Vorsitzenden fragte, wie's denn nun weitergehen solle, zuckte er mit den Achseln. Die einzige Antwort: „Na, dann müssen wir die Sektion eben abgeben. Soll sie irgendein anderer nehmen und sich drum kümmern."

Als ob vierundfünfzig sportbegeisterte junge Menschen ein Warenmuster ohne Wert wären, das man bedenkenlos in einen neuen Umschlag packen und weiter verschikken kann!

Wie wahr!

Auf Anhieb sah keiner der drei bequem sitzenden Passagierradbenutzer einen fahrbaren Weg. Das einstige DRP war für sie zu einem Dresdner-Ruhe-Patent geworden. Und allem Anschein nach waren weder Oberstleutnant Becker noch Major Rachula – selbst kurz vor den ASV-Wahlen 1965 – ernsthaft gewillt, konstruktive Veränderungen herbeiführen zu helfen. Dabei gibt es genügend stille Reserven, die zum Umbau des Einrad- in ein funktionstüchtiges Gemeinschaftsfahrsystem herangezogen werden könnten.

Vor Jahren kam der Techniker Siegfried Jähnichen zu Erich Prochnow und bot aus freien Stücken seine Mitwirkung an. Heute ist er Kampfrichter und erledigt die Kassierung. Kommt aber jeder von selbst? Die ASG hat in Dresden eine treue Anhängerschar. Etliche Zuschauer begleiten die Staffel sogar bei ihren Auswärtsstarts. Könnte da nicht dieser oder jener angesprochen werden? Ließe sich nicht in der 1. Oberschule etwas machen, aus der die meisten Zehn- bis Vierzehnjährigen kommen? Könnte man nicht mal bei den Eltern der Sektionsmitglieder anklopfen?

Es gibt schon Möglichkeiten, man muß sie nur ergründen und nutzen. Einer allein kann das nicht. Bereits auf dem Wege zu einer besseren kollektiven Arbeit muß man sich die Aufgaben teilen. Wieder Erich Prochnow allein damit belasten, hieße die alte Konstruktion von neuem benutzen. Für den geplagten „Pedalritter" und für den Sport allgemein hat sie sich jedoch als untauglich erwiesen – selbst wenn die Sektion eventuell Stützpunkt des ASK werden und eine hauptamtliche Trainerstelle erhalten sollte. Das Dresdner-Ruhe-Patent taugt nicht für die 65er Perspektiven, nach denen eine größere und leistungsfähigere Schülermannschaft entstehen und solide Kampfstaffeln aller Alters- und Gewichtsklassen geschaffen werden sollen. Man würde damit eines Tages nur „triumphal" baden gehen.

FREG





Begegnung AN DER ELBE

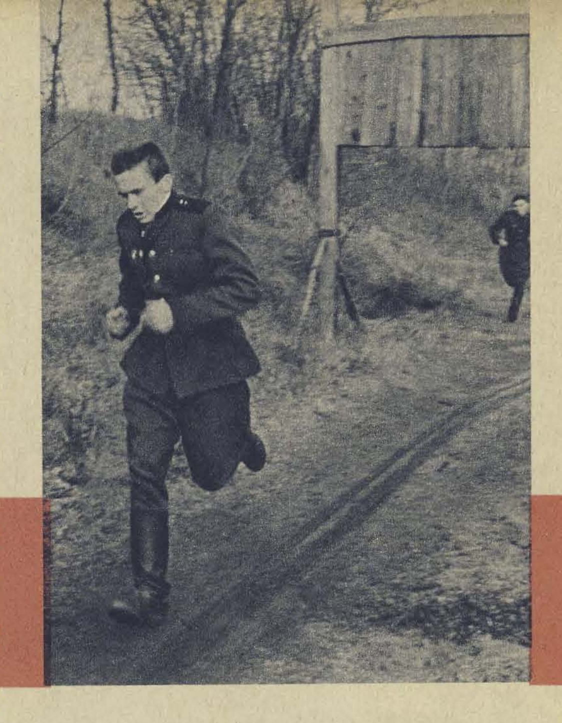
auf den Film gebannt

von Ernst Gebauer

und notiert von Gerhard Berchert

Ein Sowjetsoldat spricht.
Seite an Seite stehen wir, sagt er seinen aufmerksam lauschenden Zuhörern. Jeden Aggressor werden wir gemeinsam vernichten. Es lebe unsere Waffenbrüderschaft!
Hinter den Versammelten schwingt sich ein steinernes Denkmal empor. Die Inschrift verrät:
„Hier an der Elbe vereinigten sich am 25. April 1945 die Truppen der I. Ukrainischen Front der Roten Armee mit den amerikanischen Truppen“ sowie: „Ruhm und Ehre der siegreichen Roten Armee und den heldenmütigen Truppen unserer Verbündeten, die den Sieg über das faschistische Deutschland erkämpft haben.“
Das war vor zwanzig Jahren.
Der Soldat vollendete zu jener Zeit gerade sein erstes Lebensjahr. Er lernte laufen und sprechen, spielte mit Klötzchen und bunten Blumen. Viel später erst erfuhr er von den historischen Ereignissen des Jahres Neunzehnhundertfünfundvierzig. Doch da sah es in der Welt schon wieder anders aus.
Und so spricht Igor Radionow heute am Denkmal in Torgau auch nicht etwa vor Angehörigen der US-Army über Waffenbrüderschaft. Es würde nicht mehr in die Zeit passen. Soldaten der Nationalen Volksarmee sind es, die ihm lauschen, Reservisten, Volkspolizisten, Kampfgruppenangehörige und GST-Sportler. Aus ehrlichem Herzen zollen sie dem Sowjetsoldaten Beifall, und das heißt zugleich: Wir wollen treue Bündnispartner sein. Auf uns kannst du dich verlassen!
Eine neue Begegnung an der Elbe? Jawohl. Mit einer höheren Qualität, wie die Gesellschaftswissenschaftler sagen würden. Eine Begegnung zwischen Klassenbrüdern!
Nun sind freilich derlei freundschaftliche Treffen zwischen Sowjetsoldaten, unseren Steingrauen und der Bevölkerung in der DDR bei-

leibe keine Seltenheit. Und dort, wo eine sowjetische Garnison der deutschen benachbart ist, gehört so etwas beinahe zum Alltäglichen. In Torgau allerdings sind die Voraussetzungen nicht so günstig. Doch die Leitung des Wehrkreiskommandos ließ sich etwas einfallen. Sie schickte Einladungen in verschiedene Himmelsrichtungen. Und so kamen Soldaten der Nationalen Volksarmee mit einem ROBUR aus Eilenburg, GST-Sportler einer Betriebsberufsschule mit Traktor und Hänger aus Köllitsch – die anderen per Bus, Bahn, Rad oder per pedes aus Torgau und näherer Umgebung, zum Stelldichein mit den sowjetischen Freunden an den Ufern der Elbe.
Allerdings nicht nur, um ein paar herzliche Worte zu wechseln und auf einem Meeting von gemeinsamer Kampfentschlossenheit zu sprechen. Reden ist Silber, aber HANDELN ist Gold! Deshalb wurde das Meeting lediglich zum Abschluß und Höhepunkt eines zünftigen militärischen Wettkampfes auf Schießstand und Sturmbahn. Heftig stritten die sechs Mannschaften um die besten Ergebnisse. Nicht nur, weil jeder die Siegespalme nach Hause tragen wollte. Gesprächsfetzen, Blicke, freundschaftliche Gesten verrieten immer wieder, daß es um mehr ging; um etwas, das man in die Worte kleiden könnte: Schau her, Bruder! Wir sind auch nicht ohne. Gemeinsam braucht es uns vor niemand bange zu sein.
Es gab noch andere Beweise dafür. So war es



Auf der Sturmbahn geht es mehr um Kraft, Ausdauer und Geschicklichkeit. Bei diesem Wettkampf holte sich die GST-Mannschaft den Ehrenpreis.



Funker unter sich: „Stell deinen Empfänger richtig ein, Igor, und mach ein schönes Gruppenfoto!" „Höre mit fünnef", meinte Soldat Radionow. „Ihr seid schon so gut wie an der Wandzeitung."

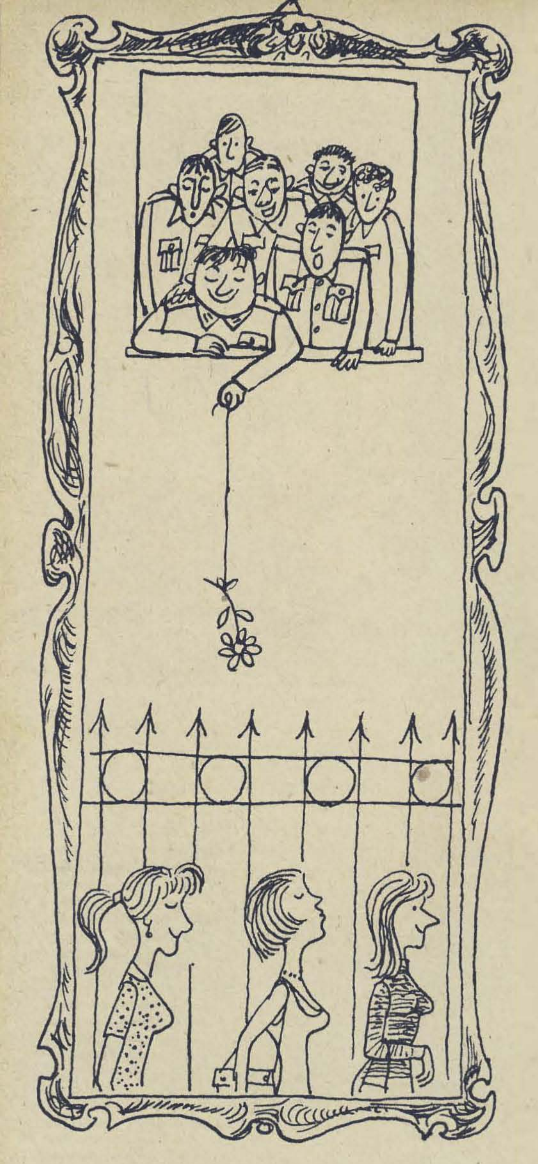
die sowjetische Mannschaft beispielsweise gewohnt, mit Diopter zu schießen. Die anderen plädierten jedoch für ein Kleinkalibergewehr mit gewöhnlicher Visiereinrichtung, wie es unseren Wettkampfbedingungen bei je 5 Schuß liegend, kniend, stehend entspricht. Ein wenig traurig gaben die Freunde schließlich ihre Zustimmung. Begruben sie doch damit ihre Siegeshoffnungen. Es ist ja nicht einfach, sich von heute auf morgen auf ein grundlegend anderes Modell umzustellen. Sie hätten nun resignieren können oder gar die Beteiligung ablehnen. Doch die Sowjetsoldaten nahmen den Kampf auf – und die Endabrechnung zeigte sie nach den favorisierten Volkspolizisten (Kreismeister!) und den GST-Sportlern immerhin auf dem dritten Platz. Für viele gewiß eine Überraschung. Und es war kein einziger unter den Beteiligten, der nicht meinte: Donnerwetter! Sind das Kerle!

Eine andere Überraschung erschien jedoch noch gelungener. Sowohl die sowjetische Einheit als auch der deutsche Truppenteil hatten – Nachrichtenleute als Mannschaft entsandt.

„Das haben Sie aber gut hingekriegt", bedankten sich die Soldaten beim Leiter des Wehrkreiskommandos. Der zuckte ein wenig verlegen die Schultern. Hier war der Zufall Organisator gewesen. Doch das tat der Freude keinen Abbruch. Aus dem Stegreif lief neben dem Wettkampf der Erfahrungsaustausch. Und als die Mannschaftsleiter ihre Adressen tauschten sowie Zeit und Art der nächsten Zusammenkunft verabredeten, da wurde endgültig klar: Im Unterschied zu den Ereignissen vor zwanzig Jahren, war das hier keine einmalige Begegnung an der Elbe.

Ruhe ist die erste Schützenpflicht. Aber bei solch spannungsvollem Wettbewerb zittert die Hand doch ein wenig. Immerhin, beim Befestigen der Scheiben spiegelt sich in jedem Gesicht höchste Erwartung.





WIE MÄUSE UND HUNDE KUNST VERSTEHEN

verraten Oberwachtmeister Wiese, Kanonier Hesener und Kanonier Grunemann

■ JANUAR

Manchmal trifft man schon im Januar auf den Frühling. Über Mittag tropft er von den Dächern, tschilpt aus den Dachrinnen und öffnet die Kasernenfenster. Ohne Pelzmützen und Wattejacken plustern sich die Soldaten wie die Spatzen in der Sonne und beginnen mit dem interessantesten Ausbildungsfach ihrer Dienstzeit: „Festigung der Verbindung zur Bevölkerung."

Je wärmer es wird und je länger hell am Tage, um so mehr Amorkanoniere drängen sich an die Fenster, um Salven von Wortpfeilen hinunter auf die Straße in Frauen- und Mädchenherzen zu zielen. Schlechte Schützen, oder unten ist der Frühling noch nicht so weit, denn kaum eines der Ziele zeigt Wirkung, und wenn, dann nicht die gewünschte. Nicht einmal, wenn die Soldaten von ihren Fenstern aus Kinderwagen schieben, in die Straßenbahnen einsteigen und in die Pedalen treten helfen. Nicht einmal, wenn die Soldaten deutliche Liebeserklärungen abgeben: „Dufte Puppe!" „Hauruck! Hauruck!" „Hallo, Pferdeschwänzchen, heute neunzehn Uhr am langen See!"

„Die Beine und der . . . ohh!" „Wie wärsch denn mit uns beeden?"

■

Drei Monate danach ist die Anzahl der Fenstergucker zusammengeschmolzen wie der Schnee in der Sonne. Und wenn wir schon mal „die Verbindung festigen" (es zu unterlassen wäre ja auch eine Sünde), geschieht das jetzt auf taktvollere Art und Weise. Wie's dazu kam und was auch sonst noch geschah, sei hier erzählt.

■

Oberwachtmeister Wiese sucht Leisten für Bilderrahmen. Bei dieser Schnüffelei stößt er auf dem Boden über dem Kino auf eine Rumpelkammer. Zufälle haben in der Kunst schon oft wie Mäzene geholfen. Das Gerümpel wird umgelagert, Schrank, Tisch, Hocker, Leisten, Farben und Pinsel ziehen ein. Drei Lampenanschlüsse werden gelegt, Elektrotechniker helfen, die Arbeit beginnt. Skizzen und Linolschnitte hängen an den Wänden, Atmosphäre ist nötig.





Wir Maler sind nicht allein in der Bodenkammer. Am Abend, als alle drei Lampen brennen, sagt Genosse Wiese:
„Du, das Stück Brot ist ja weg."
„Welches Brot?" fragt Genosse Hesener.
„Das vom Tisch."
„Auf dem Tisch hat nie Brot gelegen."
„Doch, auf dem Tisch, da in der Skizze."
„Aha. Wie?"
„Hier!"
„Tatsächlich! Rausgefressen. Ich werd... Moment." Hesener greift zwischen Daumen und Zeigefinger etwas Längliches, Schwarzes vom Tisch. „Daß die Mäuse bei der Verpflegung noch was in den Därmen haben, wundert mich."
„Mäuse?"
„Wir müssen sie füttern oder fangen, sonst ist unsere Arbeit für die Maus. Übrigens, das habe ich dir gar nicht zugetraut."
„Was?"
„Diese Meisterschaft. Das Brot war echt. Ob's geschmeckt hat?"
„Mir wäre lieber, wenn sich statt der Mäuse unsere Leute für die Bilder interessierten."

■

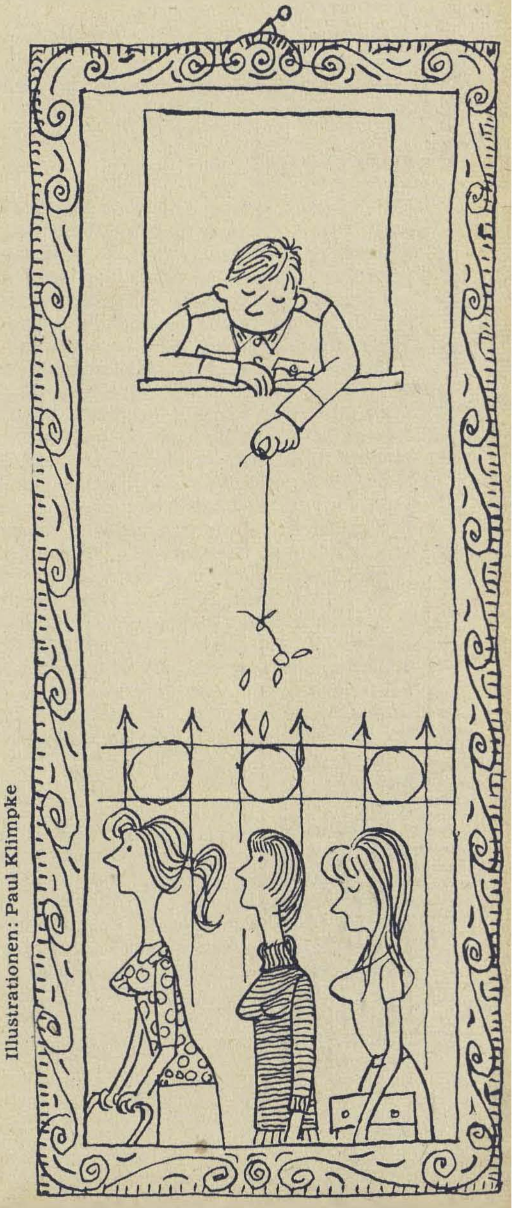
Die ersten Zuschauer. Wieder ein Zufall. Sie suchten Bretter, hörten das alte Radio von Wiese und schlichen sich die steile Holztreppe herauf. Etwas vom Gerümpel steht noch auf dem Bodengang. Der erste der Neugierigen erhält einen Leberhaken von einer Tischecke, der ihn nicht ganz schafft, aber der Balken über den Gangbrettern stellt ihm Beine. Das Poltern verrät die Kommenden. Noch immer wütend sagt der Pechvogel: „Ihr feiert wohl Orgien!"
„Freilich", sagt Hesener, „da hängen sie", und er zeigt an die Pappwände. Als sich die Besucher die Linolschnitte angesehen haben, sagt der Pechvogel achtungsvoll: „Ihr seid ja gut. Und ich dachte schon, ihr feiert Orgien. Wie macht ihr das?"
Wiese führt ihn zum Tisch und zeigt ihm eine Linoleumplatte, auf der das Bild ‚Menschenschinderei im KZ' fertig ausgearbeitet ist.

■

Der dritte Mann ist gefunden. Nicht zum Skat. Der Neue. Grunemann heißt er, legt einen Packen Gemälde hin. Oberflächlich in der Farbe und von der Zeichnung her. Keiner schweigt. Grunemann muß geholfen werden. Wiese beschließt Bleistift- und Linienführung zu üben und das Abmalen von der Natur. Wir arbeiten alle mit. Einer unserer ersten Besucher sitzt Modell.

■

Hesener hat, weil die Bodenkammer verschlossen war, das Paket mit den eingefärbten Linoleumplatten mit aufs Zimmer gebracht. Der, der sie zuerst riecht und sieht, fragt: „Hast'n da?"
„Linoleum."
„Für unsern Fußboden?"
„Für die Wände!"
„Witzbold."
„Klar, für die Wände", ruft vom Fenster her einer, kommt, packt aus.
„Siehst du." Er zeigt eine Platte. Die anderen treten hinzu. Das Fenster leert sich. Für heute gehen die Frauen und Mädchen ‚unbelästigt' ihren Weg, denn die Zimmergenossen begutachten, wundern sich, staunen und fragen.



Illustrationen: Paul Klimpke

Einer greift nach einer Platte, hält sie ins Licht. „Aha, eine Frau mit Kind. Warum hat sie keine Augen?"

„Augen sind schwer zu machen, wenn man anfängt", erklärt Hesener.

„Trotzdem, alle Achtung. „Vorsichtig reicht er Hesener die Platte. „Die Kultur ..." da sieht er seine Hände. „Ist doch 'ne Sauerei! Und diese Schmiererei soll an die Wand?"

■

Wir haben Abzüge mitgebracht in die Batterie. Man hat uns herumgesprochen. Mehrere Fenster bleiben heute leer. Um die Bilder wird gestritten. Dem einen gefällt, was der andere nicht einmal eines Wortes würdigt. Am meisten Stimmen erhält das „Spatzenvolk" von Wiese, einer unserer kleinen Linolschnitte, den wir ‚nebenbei' gemacht haben. „Das Fischerboot" von Grunemann gefällt und die „Hände" von Hesener.

Einig sind sich alle, daß die Arbeiten ausgestellt werden müssen.

„Das haben wir vor", sagt Wiese, „wir wissen nur noch nicht wo und wie."

■ FEBRUAR

Viel Dienst, wenig Zeit zum Malen. Wir sind in B. zum Gefechtsschießen. Wiese umgeht den Dienstweg und ergattert vom Abteilungskommandeur einen Tag, den wir zum Zeichnen benutzen. Wasser gibts genug an der See, aber der Pinsel friert ans Papier. Da gehen wir auf Motivsuche, um zu zeichnen. Hunde aus B. interessieren sich für die Zeichenkunst mehr, als einige Bauern, die Wiese und Hesener, als sie endlich ein Motiv gefunden haben, aus dem Garten jagen. Dann sitzt Hesener hinter einem Gehöft und zeichnet ein anderes ab. Plötzlich stürmen zwei Brüder des Hundes von Baskerville um die Scheunenecke. Hesener wird unbeweglich und innerlich zitternd zwischen der schnüffelnden Neugier der Hunde selbst zu einem Motiv. Aber die Hunde besitzen Kunstverständnis. Sie sehen auf den Zeichenblock, beriechen Hesener, heben ein Bein und trotten davon. Zitternd beginnt der Bleistift wieder zu arbeiten, da kommen die Hunde zurück. Und sie kommen im Abstand von fünf Minuten, überzeugen sich vom Fortgang der Arbeit, bis die Skizze fertig ist. Sie ist gelungen.

■

Die Linolschnittserie über die KZ ist beendet. Dazu sind noch ein paar andere entstanden, kleine, zur Abwechslung und Erholung. Wir brauchen Papier und eine Druckerei. Die Redaktion der ‚Märkischen Volksstimme' hilft. In der Druckerei hat Opa Gutenberg eine alte Presse für uns hinterlegt. Wir arbeiten uns ein. Die Abzüge gelingen. Die Freude steht uns ins Gesicht geschmiert, schwarz, fett. Ob Gutenberg auch so ausgesehen hat nach den ersten Versuchen?

■

„Die Abzüge müssen unter Glas", sagt einer, „müssen gut aufgeklebt werden, damit sie wirken. Ich mach' euch das, bin Glaser. Besorgt Material, und die Bastler richten euch alles doll her."

„Abgemacht."

Wenn wir mit Skizzen und Linolschnitten auftauchen, werden Skatkarten aus der Hand gelegt, Fenster verwaisen und Bücher werden zugeschlagen. Die Unterhaltungen gewinnen an Sachkenntnis. Aus Fragern werden Ratgeber. Details fallen ihnen auf, die wir nicht mehr bemerkt haben. Und ausgehend von unserer Serie über die Leiden und Kämpfe in den KZ, reden wir auch über die Geschichte und die Gegenwart. Am ersten März werden wir eine Mappe mit unseren Arbeiten dem Kommandeur der Division überreichen. Wir brauchen Aufmerksamkeit und Unterstützung. Wenn uns erst der Divisionskommandeur kennt, werden andere sich darum reißen uns zu kennen, oder wollen uns mit einem Male gekannt haben.

■ MÄRZ

Zur Mittagszeit hängen die Blicke der Fensterhocker an der Wandzeitung. Eine Kollektivarbeit von uns nimmt Mißstände aufs Korn. Alle drängen sich um die Karikatur, lachend, schimpfend, lärmend wollen sie sehen, ob sie zu erkennen sind. Nur einer, der an Wandzeitungen mit Blickabwendung vorbeimarschiert, lehnt verlassen aus dem Fenster. Munter wird er, als unten eine Venus vorüberspaziert.

„Na, Sieße, wie wärsch denn mit uns beeden?" Die Süße blickt herauf. Ihm erstirbt das Lächeln auf den Lippen. Er markiert eine Verbeugung, dann nimmt er Haltung an. Die Venus ist die Frau unseres Batteriechefs. Verstört wendet er sich um nach den anderen, die gar nicht im Zimmer sind. An der Wandzeitung sagt er kein Wort. Auch die anderen meckern nicht mehr, als er beichtet.

■ APRIL

Die Ausstellung steht. Kein Aprilscherz. Die Leute aus den anderen Batterien besuchen sie, fragen, loben, kritisieren., Wir hoffen auf neue Interessenten und haben viel vor.

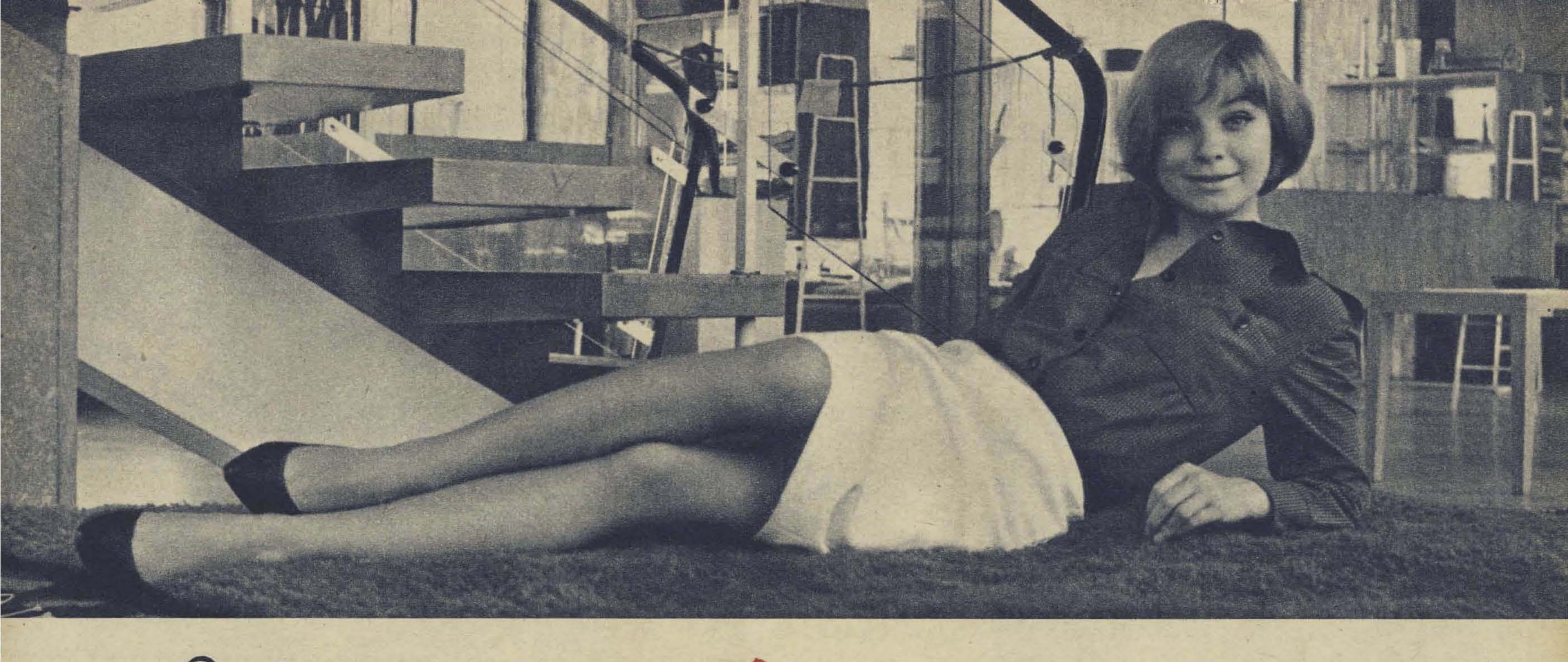
Auch um uns herum ist vieles geschehen. Unsere Bastler haben nützliche Modelle für die Ausbildung geschaffen, die Elektrotechniker ein Verfahren zur schnelleren Überprüfung des elektrischen Leistungssystems am Geschütz entwickelt.

Als nächstes nehmen wir uns vor, die Technik der Lithografie zu erproben.

Wir, der Dekorationsmaler Oberwachtmeister Wiese, der Elektromonteur Kanonier Hesener und der Zimmermann Kanonier Grunemann.

Die Mäuse sogar verstehen unsere Kunst. Sie haben nichts wieder gekostet. Sie müssen sich nur noch abgewöhnen, mit ungewaschenen Füßen über unsere Zeichnungen zu laufen. Mit der Zeit und der Kunst erreichen wir auch das.

Aufgezeichnet von Hptm. Walter Flegel

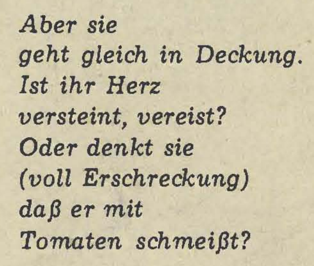


Treff mit Petra

„Treff mit Petra“
ohne „Röhre“ –
hat man sowas
schon erlebt?
Mensch,
da liegt die süße Göre
auf 'nem Teppich
(handgewebt).

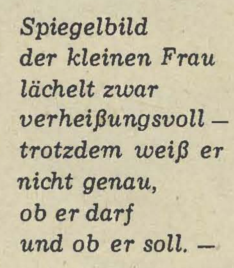
Kuno sieht
die schlanken Beine –
seine Augen
werden weit,
und er wünscht sich heiß
das eine:
„Treff mit Petra“
nur zu zweit.



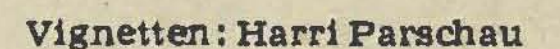


Aber sie
geht gleich in Deckung.
Ist ihr Herz
versteint, vereist?
Oder denkt sie
(voll Erschreckung)
daß er mit
Tomaten schmeißt?





Spiegelbild
der kleinen Frau
lächelt zwar
verheißungsvoll –
trotzdem weiß er
nicht genau,
ob er darf
und ob er soll. –



Vignetten: Harri Parschau



Lach
Donn
Trotz
Kund
Lach
schön
aber
wär



Und schon ist sie ihm
entlaufen
und sie lacht vergnügt
und spricht:
„Hier kannst du
zwar Körbe kaufen,
aber Mädchen
gibt es nicht!“

en kann sie,
erkiel!
dem wird es
über.
en ist zwar'n
es Spiel –
küssen
ihm lieber!

Petra lacht noch mal
und startet,
und das ist sogar
zu loben,
denn sie wird
schon längst erwartet,
einen „Fernseh-Treff“
zu proben.



Kuno hat
auf's Mädchenküssen
diesesmal
verzichten müssen!
Petra bleibt
sein Schwarm und Traum
sonntags früh
im Fernsehraum.

Helmut Stöhr



VERLÄSSLICH. Der Kompaniechef trägt seinem neuen Melder mündlich eine lange, komplizierte Meldung auf. „Werden Sie sie auch im Kopf behalten?" fragt er besorgt. „Darauf können Sie sich verlassen", antwortet etwas unmilitärisch der Soldat. „Ich war über drei Jahre Kellner in einer großen Mitropa-Gaststätte."



TODSICHER. Leutnant Mahler weilt mit einer Militärdelegation in Leningrad. Mit ihrem Dolmetscher Nikolai Scharow haben sie sich am Kirow-Theater verabredet. „Werden wir uns in der großen Menge auch finden?" möchte der Leutnant wissen. Nikolai lächelt verschmitzt: „Natürlich, todsicher! Ich werde meine Schapka abnehmen, und meine Glatze leuchtet wie ein Heiligenschein!"



TELEGRAMMGESPRÄCH. Soldat Finke ist Gehilfe des UvD, sein Dienst geht in wenigen Stunden zu Ende. Da klingelt das Telefon. „Leutnant Sattel", meldet sich eine Stimme. „Für Sie ist ein Telegramm da." Soldat Finke weiß im Moment keine Antwort, er tritt von einem Bein aufs andere. Da fällt sein Blick auf eine Aufschrift am Telefon: „Jeder Befehl ist im vollen Wortlaut zu wiederholen!" Schon sprudelt er hervor: „Genosse Leutnant! Für Sie ist ein Telegramm da!"



Vignetten: Harri Parschau

SCHWER, SCHWER. Soldat Meier kommt zur Jubiläumsmesse nach Leipzig. „Sagen Sie bitte, Genosse Meister, wie komme ich zum Ringmessehaus?" fragt er einen Oberwachtmeister der Verkehrspolizei. „Gehen Sie diese Straße entlang, dann stoßen Sie direkt drauf, Genosse Unteroffizier!" Soldat Meier stutzt: „Da haben Sie mich aber um drei Dienstgrade befördert." — „Das sagte ich nur, weil Sie mich auch befördert haben. Ich habe es noch weit bis zum Meister." — „Na, dann entschuldigen Sie meinen Irrtum, Genosse Anwärter!"



Demnächst auf der Leinwand: *(VAR)*

Die 13. Frau

Dies gleich vorweg: Was hier in diesem heiteren Film aus der VAR geschieht, soll uns keineswegs zur Nachahmung anfeuern! Denn schließlich ist es keineswegs ersprießlich, wenn nun jeder — wie hier Herr Mourad Salem — zwölfmal erfolgreich geschieden und zum 13. Mal auf dem Weg zum Standesamt ist. Aida, sie ist diesmal die schöne Auserwählte, hat nun aber besonderes Pech. Nicht nur, daß es peinlich sein mag, daß ihr bankrotter Vater vom künftigen Schwiegersohn quasi honoriert wird: Nein, Aida liebt den Schwerenöter wirklich, und zwar so stark, daß sogar die Dame Karime, die eigentlich Nr. 13 werden wollte, ein Einsehen und gute Ratschläge hat. So wird Aida zu unserem Vergnügen (und zum Entsetzen Mourads) mondsüchtig, und nur nächtelange Lesungen aus berühmten arabischen Märchen können Linderung bringen. Zu allem Überfluß tauchen an Aidas Geburtstag auch noch alle zwölf Verflossenen wieder auf...

Soviele Tanten, Nichten, Cousinen und weibliche Verwandte kann ja nicht einmal ein Haremsbesitzer haben! Doch zum Ende — wie kann es bei einem Lustspielfilm anders sein — endet alles in eitel Liebe und wahrer Glückseligkeit, wenn auch ohne Vermögen. Ein Filmspaß also, der uns Vergnügen bereiten, und in dem das Aufgebot hübscher Damenwelt die Herzen der Männerwelt höher schlagen lassen wird. So richtige Filmkost für die heißen Tage! *R. Penser*



DMV Berlin 1965, illustriert von Hans Mau, etwa 5,80 MDN

Egbert Freyer: Havarie in den Wolken

Leutnant Hollberg flog aus Leidenschaft, und er war anerkannt. Freilich riskierte er manchmal etwas viel, wenn er allein oben war, doch die Mutproben sollte ihm erstmal einer nachmachen. Nur der Tiefflug neulich ..., um ein Haar hätten sie den Kirchturm mitgenommen. Aber Hollberg hatte Nerven. Daß seine Besatzung aufmuckte, vor allem dieser Holm, na ja ... Feiglinge und Neider natürlich. Weil sie schlapp waren, kamen sie ihm mit Disziplin. Aber bei ihm nicht. In der Maschine war er der Kommandeur.

Und nun schaukelten sie wieder oben herum, und es war eine einzige Waschküche, wie geschaffen für die Übung. Da bemerkte Holm, der Navigator, daß Hollberg die Kurven zu früh genommen hatte. Der Leutnant sträubte sich und wollte nicht gleich nachgeben. Holm war sowieso ein Besserwisser, vor allem jetzt, wo er mit Monika ... Auch Weber, der 2. Flugzeugführer, hatte nichts bemerkt. Plötzlich erstarrten alle: Ein Schatten von rechts wuchs riesengroß an. Sie hatten der Maschine, die vor ihnen flog, den Weg geschnitten. Der Zusammenstoß schien unvermeidlich.

Die Übung mußte abgebrochen werden, und der Ärger kam unten. Aussprachen, Arrest, Startverbot und dann zum Schluß: Ablösung als Flugzeugführer. Jetzt saß Weber links in der Kanzel, und Hollberg war der zweite Mann, und alles wegen ... Ja, zum Teufel, weswegen denn eigentlich? Weil jetzt, wo geschehen war, was jedem geschehen konnte, sich alle an ihm rieben? Weil sie nicht wollten, daß er, Hollberg, so gut war? Weil sie ihn nicht mehr leiden konnten? Weil Holm mit Monika etwas angefangen hatte, mit Hollbergs Mädel? Hollberg weiß nur eines: Denen wird er zeigen, wer er ist und was er kann. Und Holm und Weber wird er es beweisen. Als eines Nachts Alarmklingeln die Besatzungen aus den Betten holen, als die Übung beginnt, weiß Hollberg, das ist die Chance ...

Man spürt es von Anfang bis Ende: Dies Buch schrieb einer, der dabei ist. Der Autor kennt sich aus in der Fliegerei, er kennt den Sonntagsbetrieb und den Alltag. Er weiß um die Schwierigkeiten, die manche Genossen haben, und er hat die Verantwortung der Kommandeure gefühlt. Und davon schreibt er. Es ist das erste Buch von den Luftstreitkräften, es zeigt die Probleme dieser Genossen, vermittelt Einblick in den Dienst auf unseren Flugplätzen, berichtet von der vielseitigen Technik und vor allem — es ist spannend.

Thomas



Soldatenhumor aus „verde olivo", „Zolnierz Polski" und „Néphadsereg"



Schizophren?

Also sprach von Hassel: „Die Bundeswehr hat heute eine andere Stellung als frühere deutsche Armeen. Wer über sie urteilt, muß also auch frei sein von Assoziationen aus der Vergangenheit. Die 1. Wehrpflichtarmee der deutschen Demokratie, nahtlos in diesen Staat eingebaut ..."

Verworren ist dieser Rede Sinn!

„Nahtlos in diesen Staat eingebaut"? Ja, das haben wir



Vignette: Arndt

immer gesagt. In jenen Staat, in dem wieder der Rat der Götter, die Hochfinanz, regiert.

Aber „Wehrpflichtarmee der Demokratie"? Nein! Was hat wohl Demokratie mit einem Staat und ergo einer Armee der Revanche zu tun!

„Frei von Assoziationen aus der Vergangenheit"? Nein! Weshalb sollen wir die Taten der Bundeswehrgenerale vergessen — tragen sie doch selbst stolz die Orden dieser Aggressionen.

„Eine andere Stellung"? Gott sei Dank, ja, nämlich nicht mehr in Ostpreußen und Oberschlesien, sondern erst an der Elbe!

Fragten doch Hörer des Herrn von Hassel, ob er bewußt die Wahrheit verdrehe oder schizophren sei. Als ob das von Bedeutung wäre. Denn ob Lügner oder Geisteskranker — Atomwaffen gehören nicht in beider Hand!

UNTERFELDWEBEL WILFRIED WEILAND



Geboren: 18. Januar 1944. Beruf: Lokschlosser. Klub: ASK Vorwärts Berlin. Größte Erfolge: Mitglied der DDR-Olympiamannschaft 1964, Deutscher Juniorenmeister über 400 m 1963, Deutscher Vizemeister über 400 m 1964. Gewicht: 74 kg, Größe: 1,81 m.

Der Aufstieg des hochaufgeschossenen 400-m-Läufers am DDR-Sprinterhimmel vollzog sich derart schnell, daß selbst die ASK-Trainer Krauz und Dittner verblüfft waren. Sie steckten nach Wilfrieds Debüt im August 1963 für das Olympiajahr sein Ziel ab und glaubten, mit 48,5 Sekunden für eine Stadionrunde die richtige Perspektive getroffen zu haben. Sie hatten aber nicht mit dem Talent und Fleiß des jungen Genossen gerechnet. Wilfried Weiland steigerte sich von 49,1 auf 46,8 und qualifizierte sich darüber hinaus auch noch für die Olympischen Sommerspiele in Tokio. Zwar „nur" als Ersatzmann der 4 × 400-m-Staffel, doch hätte er durchaus die Chance eines Olympia-Starts gehabt, wenn nicht die Westdeutschen aus Prestige auf Jüttner bestanden hätten. „Dabei hatte der Fieber", erinnert sich Wilfried. „Und alle wußten, daß er zur Zeit eine Sekunde schlechter war als ich..." Viele unbezahlbare Erfahrungen brachte er aus dem fernen Japan mit („Tokio war die reinste Lehrveranstaltung"), und für die Saison 1965 hat er sich viel vorgenommen. Ob sein Angriff auf den deutschen Rekord und Meistertitel von Erfolg gekrönt sein wird? Zur Leichtathletik kam er übrigens durch Zufall. Bei Lok Saalfeld spielte er Fußball, als ihn ein paar Waldläufer zu den Kreismeisterschaften überredeten. Er wurde auf der 2,5-km-Strecke auf Anhieb Zweiter und wechselte zur Leichtathletiksektion über. Dort riet man ihm, weil er bald über 100 m und 1000 m ohne Gegner war, zum 400-m-Kompromiß... KV'

Waffenbrüder - Magazin

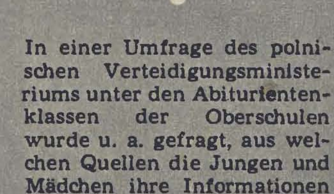
Am 9. Mai feiern unsere tschechoslowakischen Genossen den 20. Jahrestag der Befreiung ihrer Heimat durch die Sowjetarmee.



„Wir sind stolz darauf, gemeinsam mit den Soldaten der Nationalen Volksarmee an der vordersten Grenze des sozialistischen Lagers Dienst zu tun", erklärte Genosse Armeegeneral Koschewoi, Oberkommandierender der in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte, anläßlich einer Begegnung sowjetischer Armeeangehöriger mit dem sowjetischen Ministerpräsidenten A. N. Kossygin im Wünsdorfer Haus der Offiziere.

●

In einer Umfrage des polnischen Verteidigungsministeriums unter den Abiturientenklassen der Oberschulen wurde u. a. gefragt, aus welchen Quellen die Jungen und Mädchen ihre Informationen über die Armee und die militärischen Traditionen beziehen. Hauptinformationsquelle der Befragten ist die schöngeistige Literatur (84,4 %), dann folgen Film und Fernsehen (72,3 %), Presse (45,2 %) und Rundfunk (38,8 %). An letzter Stelle rangiert der Schulunterricht mit 9,7 %.







Was ißt Soldat Georgi?

TSCHORBA TOPTSCHETA

Hackfleisch mit Reis, feingeschnittener Zwiebel, gehackter Petersilie, Eiweiß, Salz und Pfeffer gut durchkneten. Haselnußgroße Klößchen formen, in Mehl wälzen und in kochendem Wasser 30 Minuten garen. Reis hinzugeben und weitere 10 Minuten kochen. Eidotter in Joghurt verrühren, mit Mehl etwas andicken, in die Suppe geben und noch einige Minuten kochen lassen.



FACHBUCHEREI

Kennen Sie den? Da sagt ein Mann nach der Besichtigung eines Kraftwerkes verlegen lächelnd zu dem ihn führenden Ingenieur: „Sehr interessant. Ich habe auch alles gut verstanden. Nur, wie Sie in dem dünnen Draht die Rohre unterbringen, durch welche die Elektrizität fließt, das will mir nicht in den Kopf."

Peinlich, nicht wahr? Hat der Mann in der Schule oft gefehlt? Man weiß es nicht. Doch eines ist sicher. Er hat auf keinen Fall Walter Conrads neues Buch „Bausteine des Wissens" gelesen. Mit viel Humor und auch für den absoluten Laien leicht faßlich erläutert Conrad komplizierte physikalische Gesetzmäßigkeiten – lustige Zeichnungen tun dabei das ihrige –, und es bereitet direkt Vergnügen, seine „Streifzüge durch die Elektrotechnik" mitzumachen.



Dabei beschränkt er sich keineswegs auf die Zusammenhänge zwischen Spannung, Stromstärke und Widerstand. Schließlich will der Leser ja auch wissen, was er mit der Elektrizität alles anfangen kann. Was passiert, wenn er den Lichtschalter anknipst, das dürfte für ihn kaum neu sein. Aber wie funktioniert beispielsweise eine automatische Zugsicherung, Blocksystem genannt? Auf diese und viele andere technische Fragen unserer Zeit gibt Walter Conrad erschöpfend Auskunft.

Besonders interessant und vor allem für den Soldaten lehrreich ist die in mehreren Kapiteln behandelte Entwicklungsgeschichte der Nachrichtenmittel. Eines wird allerdings in diesem ausgezeichneten Buch leider nicht erklärt: Wie bringt man in dem dünnen Draht die Rohre unter, durch welche die Elektrizität fließt?

G. B.

Walter Conrad „Streifzüge durch die Elektrotechnik", URANIA-VERLAG, 296 Seiten, 12,– MDN.



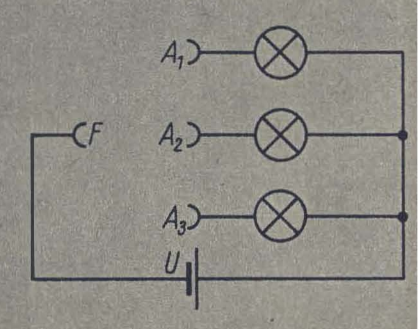


Lernmaschine selbstgebaut

An den Schulen der NVA beschäftigen sich einige Kollektive mit der Entwicklung von Lernmaschinen zur Verbesserung des Unterrichts. Diese Geräte und Anlagen sind meist sehr umfangreich und kompliziert. Im Rahmen der Ausbildung kann aber schon eine wesentlich einfachere Ausführung von Nutzen sein. Dieser liegt das etwas verbesserte Prinzip der elektrischen Frage- und Antwortspiele zugrunde. Ein Spieler erhält eine Frage gestellt. Er sucht dann auf dem Spiel die Antwort und steckt den Kontaktstecker in die entsprechende Buchse. Bei richtiger Antwort leuchtet eine kleine Glühbirne auf.

Auf der Zeichnung ist die verbesserte Schaltung für einen solchen Examinator angegeben. Eine Telefonbuchse gehört zur Frage F. Zur Auswahl gestellt werden drei Antworten A 1 . . . A 3, mit denen eine neben den Buchsen liegende Karte beschriftet ist. Die richtige Antwort ist A 1 (z. B. grüne Lampe), A 2 ist bestimmt für eine teilweise richtige Antwort (z. B. gelbe Lampe), und A 3 bedeutet eine falsche Antwort (z. B. rote Lampe). Die vier Buchsen liegen an den beiden Batteriepolen (4,5-V-Flachbatterie). Wird jetzt durch ein Kabelstück mit zwei Bananensteckern eine Verbindung zwischen F und A hergestellt, so leuchtet die entsprechende Lampe auf.

Dieser einfache Examinator läßt sich noch verbessern. Die Buchsen ordnet man unsichtbar unter einer Deckplatte an. Zwischen Deckplatte und Montageplatte schiebt man ein Blatt Papier. Dieses muß dann mit dem Stecker durchstoßen werden, ehe der Kontakt hergestellt wird. Dadurch hat der



Einfache Schaltung für drei Verbindungsmöglichkeiten F — A, die durch Parallelschalten weiterer Lampen und Buchsen auf beliebig viele Fragen erweitert werden kann.

Lehrer Kontrollmöglichkeiten, und der Schüler kann nicht mogeln. Für teilweise richtige oder für falsche Antworten kann man außerdem Hilfstexte vorsehen, die den Prüfling zur richtigen Antwort führen.

Ing. Schubert





Gleißender Sonnenschein erschwert das Zielen — doch im Gefecht kann es genauso sein. Auch die Soldaten der Revolutionären Streitkräfte Kubas kennen den Ehrgeiz, mit dem ersten Schuß, der ersten Granate zu treffen.

Efigenio Ameijeiras und René Rodríguez sind Veteranen des Revolutionären Krieges. Damals auf der „Granma", dem Schiff, mit dem Fidel Castro und seine Genossen auf Kuba landeten, waren sie noch Soldaten; heute tragen beide den Stern eines Majors der kubanischen Revolutionären Armee. Offenherzig schildern sie uns die Ereignisse jener bewegten Tage.

„Am 25. November gegen Mittag war es", beginnt René zu erzählen, „als ich mit Raúl Castro nach Tuxpan aufbrach. Wir waren etwa 40–50 Mann. Gegen 21.00 Uhr langten wir in der mexikanischen Hafenstadt an. Von dort aus sollte es mit dem Schiff weitergehen. Im Dunkeln stahlen wir uns davon, obgleich das gegen die mexikanischen Gesetze verstieß. Wir zündeten erst Lichter an, als wir auf hoher See schwammen.

Am 1. Dezember befahl Fidel, daß unser Schiff bei Caimán Chico verweilen solle. Hier verteilten wir die Uniformen und Waffen unter uns. Ich war als Fotograf auf der ‚Granma', hatte aber weder eine Kamera noch einen Film, denn wir besaßen kein Geld, um diese Sachen zu kaufen. So stieg ich zwar ohne Kamera und ohne Film ein, aber ich war doch nicht ganz überflüssig, denn als Fidel die Gewehre verteilte, drückte er mir auch eins in die Hand mit der Bemerkung: ‚Wollen mal sehen, wie du dich machst!'

Als Caimán Chico wieder außer Sicht war, zogen wir alle unsere Uniformen an. Den Anzug, die Halbschuhe – alles zivile Zeug schmissen wir ins Meer und widmeten uns dann der Waffenpflege.

Wir nahmen nun an, daß wir in Niquero an Land gehen würden. Das war auch ursprünglich Fidels Plan gewesen. Aber wir hatten irgendwie den Kurs verfehlt; jedenfalls schauten wir vergeblich nach dem Leuchtturm aus, der den Weg dorthin wies. Der Morgen graute schon.

Ich stand untätig an Steuerbord und schaute zu Fidel, der sehr verärgert und ungeduldig war. Plötzlich wandte er sich zu mir und sagte: ‚Gib den Leuten bekannt, daß wir anlegen.‘ Ich ging zum Vorschiff und gab die Meldung weiter. Dann kehrte ich unverzüglich zu Fidel zurück. Wir legten an. Fidel befahl mir: ‚Spring ins Wasser!‘

Mit allem, was ich bei mir hatte, warf ich mich ins Meer – und versank sofort im Schlamm. Schnell hielt ich mich am Anker fest, der in meiner Nähe herunterhing, und rief Fidel zu, daß hier alles schlammig sei. Er stieß einen entsetzlichen Fluch aus und schrie: ‚Vorwärts!‘

Es begann ein Marsch durch uns völlig unbekanntes Gebiet. Nachdem ich mit den anderen eine Stunde durch unübersichtliches Sumpfgelände gestapft war, merkten wir plötzlich, daß wir – eine Gruppe von 8 Mann, darunter Juan Manuel Marquez – die Orientierung und die Verbindung zu den anderen verloren hatten. Es waren ungefähr anderthalb Stunden vergangen, da erschien über uns ein Flugzeug und begann uns mit Bomben und Maschinengewehrfeuer zu belegen. Das pfiff nur so an unseren Köpfen vorbei. Wir fühlten uns nicht sehr wohl.

Am dritten Dezember, als wir nachts in einem Haus aßen, trafen wir auf Crespo, der Fidels Gruppe angehört hatte und auch vom Weg abgeirrt war. Am folgenden Tag endlich stießen wir wieder auf Fidel und seine Gruppe. Wir marschierten weiter. Meine Füße waren zerschunden, und ich ging zum Generalstab, wo der ‚Che‘ (Ernesto Che Guevara, heute Comandante und Minister für Industrie), als Arzt fungierte. Der Che heilte mich“, Major René Rodríguez lächelt und fügt hinzu: „Er goß Merthiolat über meine schlammbedeckten Füße. Als Revolutionär ist der Che ein Wunder – aber als Arzt ein Meuchelmörder. Ich machte, daß ich von dort fortkam und setzte mich zu Raúl. Dann wurden wir überfallen.“

„Es war der 5. Dezember, am späten Nachmittag“, setzt Efigenio den Bericht fort. „Wir lagerten gerade an einem Hügel mitten in einer Zuckerrohrpflanzung. Ein Genosse kam, brachte uns Keks und Räucherwurst. Für 82 bärenhungrige Männer 4 Büchsen Wurst! Na, ich hatte gerade einen Stiefel ausgezogen, weil ich sehr erschöpft war und ein wenig ruhen wollte. Plötzlich schreit einer: ‚Die Garden!‘ Und da begann auch schon die Schießerei. Wir waren völlig überrumpelt.

Ein paar Sekunden vergingen, ehe ich meinen Stiefel anhatte. Das ist mir nicht noch einmal passiert! Meinen Gruppenführer, Bedia, sah ich auch nicht mehr. Die Garden hockten sich nieder und beschossen uns. Ich ergriff mein Gewehr und erwiderte das Feuer. Da lief René Rodríguez heran.“

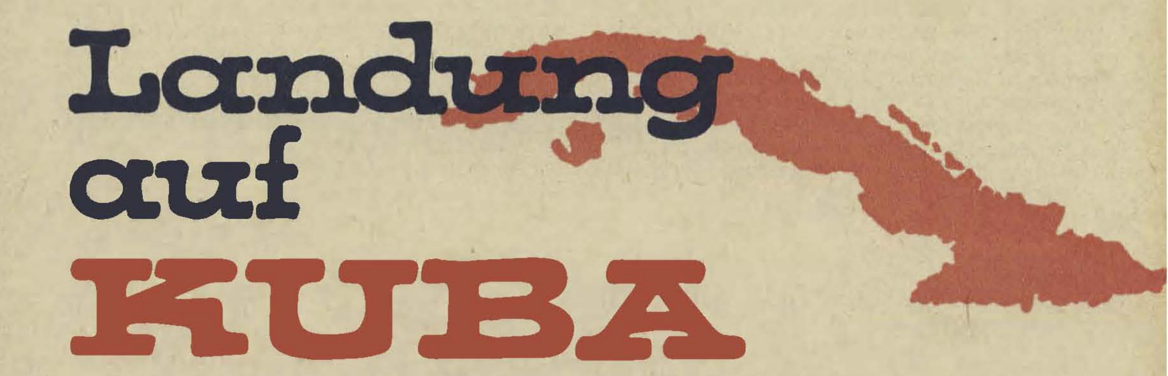
Major René Rodríguez unterbricht ihn:

„Ich habe dir zugerufen: Efigenio, höre auf zu schießen!“

„Das stimmt“, bestätigt Ameijeiras, „du riefst noch, daß ich unsere eigenen Kameraden treffen könnte.“

„In Wirklichkeit sagte ich das, um die Würde zu wahren, denn wenn du weitergeschossen hättest, wäre ich verpflichtet gewesen, dasselbe zu tun. Ich für meinen Teil hielt es jedoch für klüger, so schnell wie möglich zu verduften“

Schließlich gelang es Raúl, René, Efigenio und Cori, dem Kugelhagel und dem ohrenbetäubenden Dröhnen der angreifenden Flugzeuge zu entfliehen. Sie mußten ihre Gewehre über den Köpfen halten, um besser durch die brennenden Zuckerrohrstauden hindurchzukommen. Eine Kugel zerriß René Rodríguez' Gewehrriemen. „Ich wundere mich noch heute, daß wir mit dem Leben davonkamen“, erzählt Efigenio weiter. „Wir flüchteten auf einen Hügel unweit von Alegria de Rio. Dieses Mißgeschick, das uns soeben ereilt hatte, war unsere erste militärische Feuertaufe, und wir haben unsere Lehren daraus gezogen. In unserem neuen Versteck ließen wir es nicht an Wachsamkeit fehlen. Trotzdem wir nur ein paar Mann waren, tra-



Landung auf KUBA

Major Efigenio Ameijeiras und Major René Rodriguez, einst einfache Soldaten Fidels, berichten von der historischen „Granma-Expedition“ im Dezember 1956, die zum Ausgangspunkt für die Bildung der Revolutionären Armee Kubas wurde.

fen wir unter Raúls Leitung alle nötigen Maßnahmen, um uns nicht wieder überrumpeln zu lassen.
Die Zeit, die wir dort verbrachten, werden wir wohl nie vergessen. Acht Tage hatten wir weder etwas zu essen noch zu trinken. Raúl beriet sich mit jedem einzelnen von uns über die Chancen, von dort wegzukommen. Aber wir hatten gelernt, vorsichtig zu sein, und hielten es für klüger, uns wenigstens acht Tage zu verbergen. Natürlich wußten wir alle von der Verabredung in der Sierra Maestra. Vorsorglich hatte Fidel Befehl gegeben, daß wir uns in Turquino wieder sammeln sollten, wenn wir durch irgendeinen Vorfall versprengt und zerstreut würden. Wir verließen schließlich unser Versteck mit dem festen Vorsatz, diesen Befehl zu befolgen.
Es war der 14. oder 15. Dezember – genau kann ich mich dessen nicht mehr entsinnen –, als wir aufbrachen. Einige Bauern zeigten uns eine Zeitung, ich glaube es war die ‚Freie Presse'. Darin stand die Meldung, Fidel sei tot. Ich kann gar nicht beschreiben, wie uns dabei zumute war. Ein anderes Mal warf ein Sportflugzeug über uns Flugblätter ab. Darin hieß es: ‚Jeglicher Widerstand ist zwecklos!', und man bot uns Garantien an. Es handelte sich um die berüchtigte Proklamation von Cruz Vidal, der von Batista zum Chef der Operationen in der Sierra Maestra berufen worden war. Aber Raúl hat uns ermuntert, den Marsch nach Turquino unbeirrt fortzusetzen.
Endlich, nach neun Tagen, lagen das Meer und die Sierra Maestra vor uns. Die ganze Zeit über war es unser heißester Wunsch gewesen, bis hierher zu kommen. Doch Turquino war noch weit.
Nie näherten wir uns einem Haus, ohne es vorher lange genug mit dem Fernglas beobachtet zu haben. Auf diese Weise bemerkten wir einmal eine Hütte. Eine Wohnstätte bietet immer die Chance, wenigstens Kaffee zu erhalten. Aber zu unserer großen Enttäuschung war die Hütte unbewohnt und stand leer. In der Nähe hörten wir Stimmen.
‚Hier wird wohl ein Fest gefeiert', sagte ich zu Raúl. Wir näherten uns vorsichtig einem einzelstehenden Bauernhaus. Die Stimmen kamen uns irgendwie bekannt vor, und es war auch von unseren Kameraden die Rede.
Aber da höre ich plötzlich deutlich, wie jemand sagt: ‚Sergeant, bringe die Landkarte her!'
Es waren die Garden, und wir suchten schleunigst das Weite. In der Nähe stießen wir auf einen von uns. Völlig entkräftet war er zu Boden gesunken und sprach davon, sich den Garden zu stellen. Wir mußten ihn liegenlassen, aber sein Gewehr nahmen wir mit. Raúl ermahnte ihn, noch einen Tag auszuhalten, um die Garden nicht gleich auf unsere Fährte zu hetzen.
Aber am nächsten Tag erfuhren wir aus Flugblättern, die wieder ein Flugzeug über uns abwarf, daß er sich noch am gleichen Tag gestellt und unsere Namen verraten hatte. Auch Raúl hatte er genannt. Auf unserer Flucht vor den Garden begegneten wir wieder einem Genossen, der völlig deprimiert war und den Kampf aufgegeben hatte." Hier hält Major Ameijeiras einen Moment inne.
„Dieser Genosse hatte noch eine Flasche Wasser bei sich. René stieß dagegen, und um ein Haar wäre uns kein Tropfen Wasser geblieben, wenn ich sie nicht rechtzeitig aufgefangen hätte. Die Begegnung brachte im Unterschied zur vorherigen einen gewissen Vorteil. Der Genosse hatte mit einem Bauern Bekanntschaft gemacht, der dann auch uns sehr half. Bei ihm bekamen wir zum ersten Mal seit langem wieder etwas zu essen. Cedeno war ein treuherziger und ehrlicher Kerl.
Am darauffolgenden Tag ging er los, um sich mit Gleichgesinnten in Verbindung zu setzen und Marschverpflegung zu beschaffen. Stunde um Stunde verrann, aber er kehrte nicht zurück. Wir machten uns Sorgen um ihn und befürchteten, daß er verhaftet sei und die Garden uns schon auf der Spur wären. Wir beschlossen, uns dünnezumachen . . ."
„Ich war mit diesem Entschluß nicht einverstanden", fällt ihm Major René Rodríguez ins Wort, „und versuchte meine Kameraden zum Bleiben zu bewegen. Ich hatte keine Lust, auf das Essen zu verzichten, das Cedeno uns wieder bringen würde. Aber Efigenio hat zu Raúl gesagt, wenn ich mich widersetze, soll Raúl mir eben einfach einen Befehl erteilen. So geschah es auch, und wir machten uns alle aus dem Staub – ohne Nahrungsmittel."
„Der Fußmarsch, der dann folgte, war einfach entsetzlich", sagt Ameijeiras. „Man hatte schon an einem Gewehr genug zu tragen. Aber wir schleppten ja noch ein überzähliges mit und mußten uns beim Tragen abwechseln.
An einem Bauernhaus gaben wir uns als Gardisten aus. Zuerst gingen Raúl und Circo hinein. Als sie nicht wieder rauskamen, folgte ich ihnen. Man gab uns Kaffee, und einer von den Leuten sagte uns, daß er auch gern bei der



100-mm-Flak in Feuerstellung. Kuba verfügt heute über ein kombiniertes System der Luftabwehr, bestehend aus Raketen, Jagdflugzeugen und Flak.



In Ausbildungslehrgängen der Miliz erwerben die wehrfähigen Kubaner, die nicht aktiv in den Revolutionären Streitkräften dienen, militärische Grundkenntnisse. Auch die Frauen sind mit Feuereifer bei der Sache. Niemand soll ihrer Heimat die schwer errungene Freiheit wieder entreißen können.

Garde dienen würde und die entsprechenden Unterlagen schon bereitliegen habe. Natürlich sahen wir zu, daß wir so schnell wie möglich fortkamen.

Bald erfuhren wir, daß jener uns gefolgt war, und daß die Bauern, die wir in diesem Hause angetroffen hatten, mit unseren Leuten zusammenarbeiteten und uns bereits suchten. Aber da wir uns als Gardisten ausgegeben hatten, waren sie sich nicht sicher gewesen.

Bei unserem Marsch nach Turquino hatten wir nun keinen Ortskundigen bei uns und richteten uns deshalb nach der Sonne. Dabei verloren wir aber mehrere Male die Orientierung und kreuzten zwei- oder dreimal dieselbe Landstraße, bis wir uns entschlossen, eine lange Strecke parallel zu ihr zu marschieren, um nicht noch mehr fehlzugehen.

Ein wichtiger Fund war ein Fluß. Es war nach langer Zeit die erste Gelegenheit, endlich auch mal unsere Füße waschen zu können."

„Nachdem wir die Landstraße von Pilón überquert hatten", so erzählt René weiter, „tauchte die Frage auf, wie man mal zu Milch kommen könnte. Als wir ein Haus sahen, klopften wir an, aber niemand machte uns auf. In der Nähe molk jedoch ein Bauer gerade eine Kuh. Ich ging hin und bat um etwas Milch."

Efigenio unterbricht ihn:

„Du hast gesagt, ‚Kamerad Bauer, können Sie uns ein wenig Milch überlassen?' Aber der Kerl reagierte überhaupt nicht. Da brüllte ich ganz laut: ‚Wir sind Soldaten vom Heer!' Das wirkte. Erschrocken gab er uns von der Milch. Dann gingen wir wieder zurück zu dem Haus und wiederholten den Trick: ‚Aufmachen! Wir sind Soldaten des Heeres!'

Zu unserer Überraschung öffnete ein Bauer, der einen Revolver in der Hand hielt. Es war Hermes Cadero, heute Major unserer Armee. Schnell gaben wir uns nun zu erkennen. Er betrachtete uns zunächst mißtrauisch, bot uns dann jedoch zu essen an. Hermes wies uns auch einen Ruheplatz auf einem Hügel in der Nähe seines Hauses zu. Und nun gingen laufend die Fragen hin und her, über unsere Reise und über die anderen Kameraden. Dann verlangte er unsere Ausweise zu sehen. Raúl gab ihm sein Beglaubigungsschreiben. Ich zeigte meinen Presseausweis. Hermes steckte beides ein. In der Nacht kam er wieder zu uns und führte uns in eine Zuckerrohrpflanzung. Hier trafen wir endlich mit Fidel zusammen, dem Totgeglaubten. Er empfing uns mit den Worten: ‚Sie kommen tatsächlich in ihren Uniformen! Und mit ihren Patronen! Und mit ihren Gewehren! Jawohl, von jetzt an sind die Tage der Tyrannei gezählt!' "

„In diesem Moment", wirft René Rodríguez ein, „habe ich zu Raúl gesagt: ‚Ich glaube, Fidel muß verrückt sein!' Aber er hat recht behalten. Knapp zwei Jahre später war der Sieg unser."

„Ja", meint Major Ameizeiras, „vor kurzem erst hat er uns wieder daran erinnert, daß wir einmal mit nur sieben Gewehren angefangen haben. Und trotzdem hat uns niemand untergekriegt. ‚Wie will man uns heute unterkriegen', fragte Fidel dann, ‚wo jeder Kubaner ein Gewehr hat?!' "

V. O.

MONTAGE IM ALL

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Vor dem tiefschwarzen Himmelshintergrund, an dem die Sterne ohne das erdgewohnte Funkeln leuchten, zieht ein bizarres Gebilde auf seiner kosmischen Bahn um die Erde. Klar heben sich im grellen Sonnenlicht die zylindrischen und kugelförmigen Teile, die Ausleger und Verstrebungen des noch unfertig wirkenden Körpers ab. Nahebei schwebt eine Anzahl verschieden geformter kleiner Teile durch den Raum. Und zwischen allem bewegen sich winzig anmutende Figuren in hellglänzenden Raumanzügen.

Durch Seile oder Kabel mit dem Hauptkörper verbunden, bemühen sie sich offenbar um einen weiteren Ausbau des großen Gebildes.

Eine Szene aus einem technisch-utopischen Film? Eine raffinierte Leistung von Trickspezialisten? Bisher noch, aber der Tag ist nicht mehr allzu fern, an dem dieses technisch-wissenschaftliche Experiment zur erregenden Wirklichkeit wird. Eine wahrhaft sensationelle Leistung der sowjetischen Raumfahrtforschung hat uns diesem Zeitpunkt ein beträchtliches Stück näher gebracht. Millionen von Menschen konnten am denkwürdigen 18. März 1965 an den Fernsehbildschirmen miterleben, wie zum erstenmal ein Kosmonaut sein Raumschiff verließ und es frei schwebend bei seinem Flug um die Erde begleitete. Ein Mensch bewegte sich erstmalig selbständig im kosmischen Raum. Das unerhört wagemutige Ausstiegsmanöver des sowjetischen Kosmonauten A. Leonow, der für insgesamt 20 Minuten außerhalb des Raumschiffs „Woßhod 2" um die Erde flog, wird als epochaler Auftakt zu einer neuen Phase der Raumflugtechnik für alle Zeiten unvergeßlich bleiben.

Mit diesem Experiment sollten vor allem grundlegende Erkenntnisse darüber erarbeitet werden, wie sich der menschliche Organismus unter den physiologisch und psycho-physisch schwierigen Bedingungen der Bewegung im sogenannten stützenlosen Raum verhält. Einen Raum bezeichnet man dann als „stützenlos", wenn in ihm die Wirkung der Schwerkraft fehlt und auch keine größeren Massen vorhanden sind, an denen man sich festhalten könnte. Diese Bedingungen sind beim freien Flug eines Menschen auf einer Erdumlaufbahn im Prinzip erfüllt. Der Kosmonaut kann sich nach der Trennung vom Raumschiff, jedenfalls solange er nicht über eigene Antriebsmittel in Form von Rückstoßgasdüsen verfügt, nur noch durch Körperdrehungen bewegen, ohne dabei allerdings Ortsveränderungen zu erreichen. Das heißt, seine Rückkehr zum Raumschiff ist nur mit Hilfe eines Verbindungsseils oder -kabels möglich. Diese Sicherheitsverbindung wird darüber hinaus notwendig, um die durch verschiedene Störkräfte auftretende Abdrift des Kosmonauten von seinem kosmischen „Stützpunkt" auf ein bestimmtes Maß zu begrenzen. Die mit der Bewegung eines Menschen im stützenlosen Raum verbundenen Probleme sind nun für die Wissenschaft noch absolutes Neuland. Für die Beantwortung der Frage, inwieweit sich Raumfahrer auch außerhalb von Raumschiffen als „Weltraummonteure" einsetzen lassen, werden daher die während des Ausstiegsmanövers Leonows übertragenen Meßwerte seiner Körperfunktionen von größter Bedeutung sein.

Eine „Montage im All" steht auch in technischer Hinsicht unter dem Einfluß der Prinzipien des stützenlosen Raumes. Nehmen wir an, ein solches Projekt wäre bereits vorbereitet; dann besteht die Aufgabe zunächst darin, die einzelnen Bauteile der künftigen Raumstation in eine Umlaufbahn zu bringen, und zwar tatsächlich möglichst in eine Umlaufbahn. Nur dann, und wenn sie zugleich auch etwa an die gleiche Stelle der Bahn „eingefüttert" werden, bleiben sie während des Umlaufs für längere Zeit nahe beieinander. Schon geringe Differenzen der einzelnen Bahnen würden bald ein unerwünschtes Auseinanderlaufen der Bauteile ergeben. An die Steuerung der Trägerraketen, mit denen die Bauelemente in die Bahn gebracht werden, müssen daher höchste Anforderungen gestellt werden. Dennoch wird man wohl kaum alle Teile gleichzeitig ohne weiteres in die gleiche Bahn bringen können. Daher wird es zweckmäßig sein, zunächst nur zwei Baukomponenten zu starten und sie zusammenzubauen. Erst wenn deren Vereinigung geglückt ist, wird man einen weiteren Bauteil in die Bahn bringen und den Ausbau erweitern. Nach diesem Verfahren würde allerdings das Gesamtunternehmen einen beträchtlichen Zeitaufwand erfordern, vor allem dann, wenn die Raumstation aus vielen Komponenten aufgebaut werden soll. Für den Anfang wird man sich daher wohl mit kleineren Stationskomplexen begnügen. Dieser grob umrissene Ablauf des „Rendezvous"-Verfahrens zeigt aber noch nicht die Schwierigkeiten auf, die sich aus dem Prinzip des stützenlosen Raumes ergeben. Die einzeln umlaufen-

den Stationsteile lassen sich durch die fehlende Schwere und jeglicher Stütze nicht einfach zusammenschieben, wie es auf der Erde möglich ist. Das heißt, wollte ein Kosmonaut aus seiner Transportkabine aussteigen und ein Bauteil zu einem anderen tatsächlich „hinschieben", so ginge das gar nicht. Ihm fehlt einfach die notwendige feste „Unterlage" dazu. Selbst wenn er das betreffende Teil mit großer Kraft von sich stoßen würde, käme zwar eine gewisse Driftbewegung des Bauelements zustande, er selbst aber würde sich durch den zwangsläufigen Rückstoß viel heftiger in entgegengesetzter Richtung durch den Raum bewegen. Immerhin läßt sich aber daraus erkennen, wie das Zusammenführen der Bauteile im Prinzip ausgeführt werden kann. Man benötigt dazu bei größeren Nutzmassen die Antriebskraft von Rückstoßtriebwerken, die sich an dem Nutzmassetransporter selbst befinden und die praktisch eine Bahnfeinkorrektur gestatten. Ob man für diesen Zweck „heiße" Triebwerke oder nur Druckgasstrahldüsen einsetzt, wird sich aus der Masse der zu bewegenden Körper ergeben. Die Steuerung des Annäherungsmanövers wird auf jeden Fall Kosmonauten übertragen werden, die in dem Nutzmassetransporter mitfliegen und das Steuerungssystem manuell bedienen.

In der letzten Phase des Zusammenbaus oder beim Ausbau des Stationssystems mit außen anzubringenden kleineren Bauteilen wird sich dann der Einsatz von frei im Raum fliegenden „Weltraummonteuren" als zweckmäßig erweisen; ebenso bei später eventuell auftretenden Reparaturarbeiten. Um diese Kosmonauten auch im stützenlosen Raum voll manövrierfähig zu machen, wird man sie ebenfalls mit einem Hilfsantrieb ausrüsten, der mit Druckgasdüsen arbeitet, die sich am Gürtel der Raumfahrer befinden. Mit Hilfe dieser Antriebsmittel könnten die frei fliegenden Kosmonauten schließlich sogar kleinere Bauelemente im Raum an die vorgesehenen Plätze dirigieren. Darüber hinaus werden sich unter Umständen Ausstiegsmanöver auch für den Austausch von Besatzungen zwischen Raumschiffen oder einem Zubringer-Raumschiff und der Raumstation als erforderlich erweisen, da das jeweilige direkte Zusammenführen von Raumflugkörpern immer mit unerwünschten Bahnstörungsimpulsen verbunden wäre. Schon aus diesen grob umrissenen Aspekten läßt sich also erkennen, daß das erfolgreiche und wagemutige Ausstiegsmanöver des sowjetischen Kosmonauten Alexej Leonow tatsächlich eine neue bedeutungsvolle Phase der Raumflugtechnik einleitete.



1 – Raumschiff; 2 – Fernsehkamera; 3 – Ausstiegsluke; 4 – Kabel und Sicherheitstrosse; 5 – Luftschläuche; 6 – Geräte für Luftzufuhr, Klimaanlage, Stromversorgung und Funkverbindung; 7 – Sauerstoffbehälter; 8 – mehrschichtiger Raumanzug.

Zeichnung: Hans Räde

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Universal-MG

Das in dieser Rubrik in Heft 3/1965 vorgestellte Verwandlungs-MG der tschechoslowakischen Volksarmee ist kürzlich näher beschrieben worden. Seine wichtigsten taktisch-technischen Daten lauten: Masse 8 kg; Magazinfüllung 20 bis 70 Patronen; Visierschußweite 800...1000 m; günstigste Schußentfernung 800 m; weiteste Schußentfernung 4000 m; Feuergeschwindigkeit 150 Schuß/min; V_0 800 m/sek.

Neue Granatwerfer

Die französischen Streitkräfte haben neue Granatwerfer erhalten. Der 81-mm-Mörser ist gegenüber seinem Vorgänger um 30 Prozent leichter geworden. Seine Schußweite beträgt 4000 m, die Masse 41 kg; Geschoß 3,5 kg. Der neue 120-mm-Mörser mit einer Masse von 80 kg kann in drei Lasten zerlegt werden. Seine Schußweite beträgt mit zusätzlichem Raketenantrieb 6580 m.



Das Maschinengewehr in der Luft

Welche Bedeutung man 1914 der Flugzeugbewaffnung beimaß, geht aus einem Kurzbericht der Zeitung „Weltspiegel" hervor, wonach ein Herr L. P. zur Erprobung eines Flugzeug-MG's schrieb:

„In Frankreich ist man vielfach geneigt, auf alle militärische Erfindungen starke Hoffnungen zu setzen. So widmeten sich die Franzosen mit besonderer Energie der Entwicklung des Flugwesens. Während deutsche Militärkreise das Flugzeug vorläufig als Instrument für die taktische und strategische Aufklärung betrachten, glaubt man in Frankreich, ihm auch offensiven Charakter verleihen zu sollen. Man will die Flugzeuge armieren, um sie zum Kampf zu befähigen. Wohl verstanden, kann es sich zunächst nur um den Kampf in der Luft handeln, also um gegnerische Flugapparate und Luftschiffe. Letzteren wird allerdings durch Schüsse von einem Flugzeug aus nur dann wesentlicher Schaden zugefügt werden, wenn vitale Teile, wie z. B. die Schrauben, getroffen werden. Die Geschosse der auf Flugapparaten aufgestellten Schießwaffen sind natürlich nur klein. So beträgt das Kaliber des Maschinengewehrs 8 mm. Dergleichen Kugeln verursachen, wenn sie z. B. die Hülle des Lenkbaren durchschlagen, geringen Schaden. Jedenfalls bleibt das Luftschiff aktionsfähig. Anders beim Flugapparat. Ihm können die Schüsse aus dem Maschinengewehr verhängnisvoll werden. Freilich — vorausgesetzt, daß es Treffer sind. Aber das Treffen eines dahinrasenden Flugzeugs ist recht schwer, und es wird naturgemäß noch erschwert, wenn das feuernde Geschütz sich gleichfalls in rascher Fahrt befindet. Man sieht also, daß die Chancen für eine erfolgreiche Verwendung des Maschinengewehrs in der Luft gering sind. Trotzdem ist es selbstverständlich Pflicht der Militärverwaltung, fremde Versuche mit Sorgfalt zu verfolgen. Unser Bild gibt eine klare Vorstellung von der Armierung des Flugzeugs. Es veranschaulicht die Installierung eines Maschinengewehrs auf einem französischen Eindecker vom Duperdussin-Typ. Auf dem Militärflugfeld von Villacoublay wurden mit diesem Apparat am 10. Februar Schießversuche durch den bekannten Aviatiker Prevost vorgenommen. Prevost stieg mit einem Passagier auf 200 bis 300 m Höhe; und von hier wurde mit dem Maschinengewehr gefeuert. Die Übung galt besonders der Feststellung, ob die 20 kg schwere Schießwaffe die Stabilität des Flugzeugs ungünstig, auch namentlich während des Feuerns, beeinflusse. Angeblich soll das nicht der Fall gewesen sein, und die Kriegsbrauchbarkeit des Apparats wurde erwiesen."





Luftlandepanzer ASU 85

Bei den letzten Manövern der Bulgarischen Volksarmee, der Volksarmee Rumäniens und der Sowjetarmee auf dem Boden der VR Bulgarien zeigte sich erneut die hohe Kampfkraft der im Warschauer Vertrag vereinigten Streitkräfte der sozialistischen Länder. Die bulgarischen Luftlandetruppen setzten erstmals den neuen sowjetischen Luftlandepanzer ASU 85 ein. Das Fahrzeug zeichnet sich durch hohe Beweglichkeit und Feuerkraft aus. Seine niedrige Silhouette sowie die allseitig abgeschrägte Panzerung verleihen ihm gute Schutzeigenschaften.

Richtfunk über künstliche Wolken

Interessante Versuche mit Richtfunkverbindungen über künstliche Wolken sind in der ČSSR unternommen worden. Die Verbindung kannte durch die Ausnutzung der Streuung von Funkwellen an Dipolreflektoren erzielt werden. Zum Bestimmen der Richtung sind Funkmeßstationen als Hilfsmittel eingesetzt worden. Die Versuche gingen über Entfernungen von 0,8 ... 320 km.

Minensucher auf Luftkissen

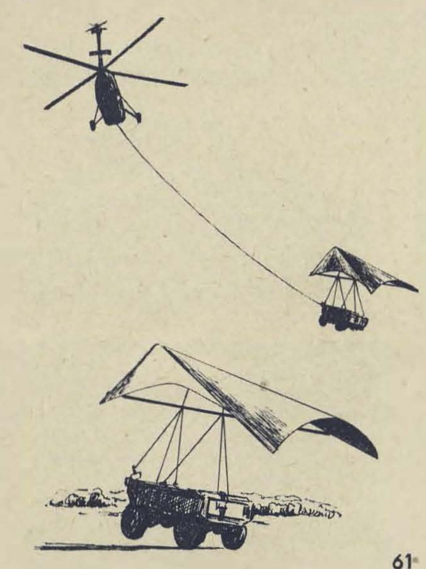
In den USA wird ein Minensuchgerät erprobt, das sich auf einem Luftkissen 15 ... 20 cm über dem Boden bewegt. Es dient zum Aufspüren von Minen mit Metallteilen und wird an einer etwa 6 m langen Stange vor einem Fahrzeug hergestoßen. Das Gerät ist etwa 136 kg schwer. Das Luftkissen wird van einem Gebläse mit 2 m ∅ erzeugt, das sich im Gerät befindet.

Transall C-160 in Nullserie

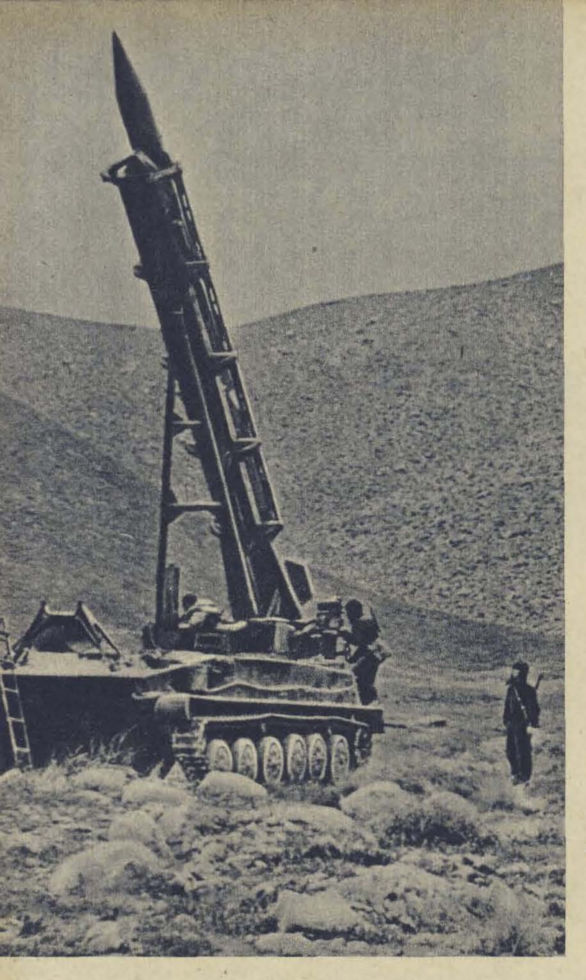
Das zweite Modell der Nullserie des neuen NATO-Transportflugzeuges Transall C–160 soll nächsten Monat die Werft VFW GmbH Bremen verlassen. Das erste Muster (in Frankreich gebaut) soll schon diesen Monat erscheinen. Insgesamt umfaßt die Nullserie sechs Flugzeuge dieses Typs, die nach Fertigstellung in Truppenerprobung gehen. 1967 wird, Pressemeldungen zufolge, mit der Normalserie begonnen. 160 Maschinen, 110 für Westdeutschland, 50 für Frankreich, sind vorgesehen.

Schlepp mit flexiblen Tragflügeln

Die polnische Luftfahrtzeitschrift „Wojskowy-przeglad lotniczy" veröffentlichte eine Meldung, wonach Versuche stattfanden, mittels flexibler Tragflächen (sogenannte Flex Wing oder Rogallo-Flügel) leichte Fahrzeuge von Hubschraubern in Schlepp zu nehmen. Das Fahrzeug wird eine Strecke über den Boden gezogen, dann hebt es sich durch den Auftrieb ab. Lasten bis zu 600 kg können im Fahrzeug transportiert werden.



WAFFEN OHNE FEHL UND TADEL



◀ Raketenwaffen sind die Hauptfeuerkraft der Streitkräfte geworden. Sie verdrängten die herkömmliche Rohrartillerie von der Spitze der modernen Feuermittel. Auf mobilen gepanzerten Trägerfahrzeugen und in festen Startpositionen stehen die Raketen aller Klassen bereit, das sozialistische Lager zuverlässig zu verteidigen.



T 34/76 (A 1939)



A 20



T 34/76 (B 1941)

Die Entwicklungslinie führt vom Prototyp des modernen mittleren Panzers A 20, von der Konstruktionsgruppe Koschkin, über den T 34/76 A, B, C und T 34/85 zum T 44 und von da zum ausgereiften, in Massen im Truppendienst stehenden T 54 der sozialistischen Armeen.

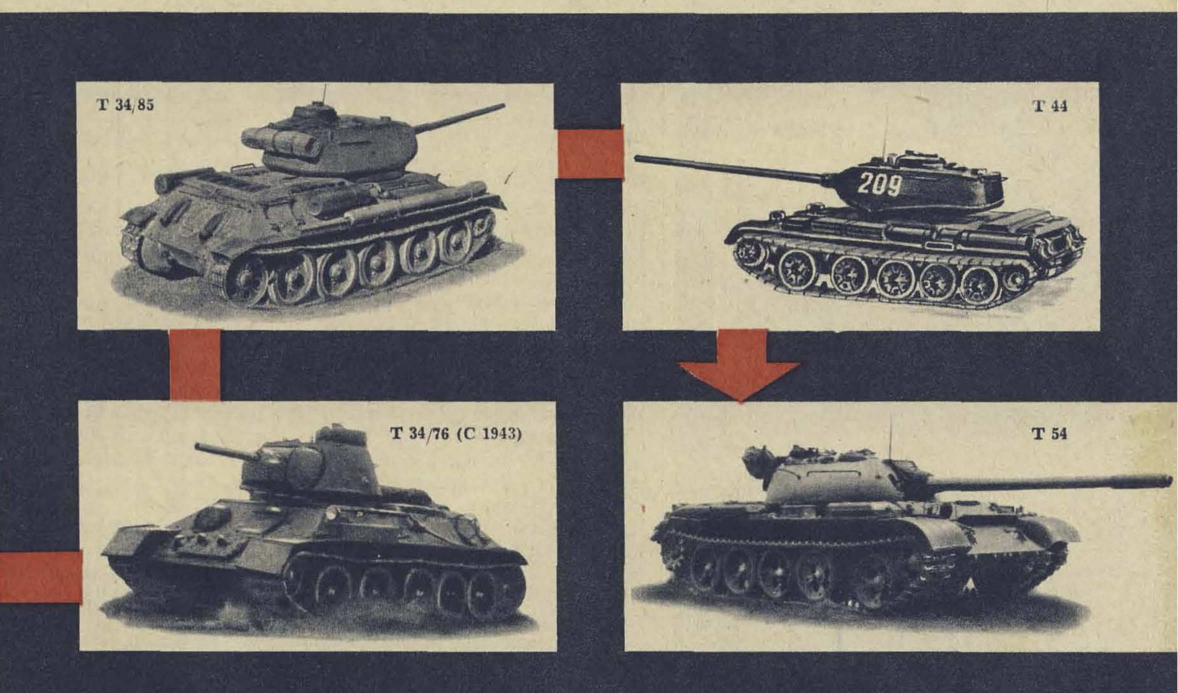
„... Zahlenmäßige Stärke, Disziplin, Mut und militärische Ausbildung allein genügen noch nicht. Wir müssen eine Armee haben, die nach dem letzten Wort der modernen Technik ausgerüstet ist, eine Armee, die in dieser Beziehung mit der Armee jedes beliebigen bürgerlichen Staates auf einer Stufe stehen wird, wenn nicht höher."

Diese Forderung des sowjetischen Feldherrn M. W. Frunse erfuhr in den Schlachten des zweiten Weltkrieges, als die sowjetischen Armeen von Jahr zu Jahr mehr und bessere Waffen erhielten, ihre Erfüllung. Bereits hier standen sie mit den Armeen der kapitalistischen Länder auf einer Stufe, mehr noch, sie überflügelten sie bereits. Auch die Heere des faschistischen Deutschlands, die mit dem Kriegspotential halb Europas versehen die Sowjetunion angriffen, wurden mit Waffen und Geräten konfrontiert, die ihnen völlig neu waren. Ihre Krönung erhielt Frunses Forderung in der Gegenwart, da durch die Revolution im Militärwesen die Sowjetarmee nicht nur die stärkste, sondern auch die modernste unseres Erdballs wurde.

Wieviel Legenden mag es um den T 34 geben? Niemand weiß es. Eines aber steht fest: bei Freund und Feind wurde vom T 34 nur als dem besten Panzer der Welt gesprochen.

Die sowjetische Panzerwaffe war die große Unbekannte bei den Faschisten. Diesem X stellten sie 1941 ihre „Blitzkriegspanzer" entgegen. In den Feldzügen in halb Europa erprobt, hinsichtlich der Feuerkraft und Panzerung von Typ zu Typ verbessert, sollten sie die sowjetische Panzerwaffe wie die Frankreichs und Englands zerschlagen. Sie konnten die Aufgabe nicht lösen. Schon in den ersten Wochen des Krieges trat den Panzern Guderians der T 34 entgegen. Die Richtschützen in den deutschen Panzern hatten jene alten Typen erwartet, die aus den Manövern der Jahre 1936/1937 bekannt waren, die BT und T35A. Wie groß war ihr Erstaunen, als ein gänzlich unbekannter Typ in ihren Zielfernrohren auftauchte. Das Erstaunen ging schnell in andere Gefühle über, als jener auf der anderen Seite mit dem P III und P IV verfuhr, wie es ihm gefiel. Der T 34 wurde zum Schreckgespenst der Landser, und je zahlreicher er auf dem Gefechtsfeld operierte, um so fieberhafter versuchten die deutschen Experten aus den ersten Beutestücken Nutzen für den eigenen Panzerbau zu ziehen.

Inzwischen waren aus den einzeln auftretenden neuen Panzern Kompanien und Bataillone geworden. Das Fahrzeug selbst erfuhr laufend technische Verbesserungen, und bald lachte kein faschistischer Soldat mehr über die rohen Schweißnähte an den Panzerplatten und über die Innenausstattung ohne jeden „Fahrkomfort". Die deutschen Panzerexperten in den Versuchsstätten hatten in ihren Berichten den T 34 selbst als besten Panzer der Welt bezeichnet – mit Dienstsiegel und Unterschrift. Zum Beispiel mit der des Kommandeurs der Versuchsstelle Kummersdorf, Oberst Dipl.-Ing. Esser. In seinem Bericht hieß es sinngemäß: Der russische T 34 hat gegenüber den deutschen Typen eine höhere Feuerkraft und Treffsicherheit, ein stärkeres Geschütz (7,62 cm – später 8,5 cm), ist stärker gepanzert, seine Panzerplatten haben günstigere Neigungswinkel. Auch sind seine Fahrleistungen (Motor Diesel W-2, klassisches Laufwerk mit breiten Ketten) höher, seine Bedienbarkeit einfacher, die Konstruktion der Wanne ausgereifter. ▶

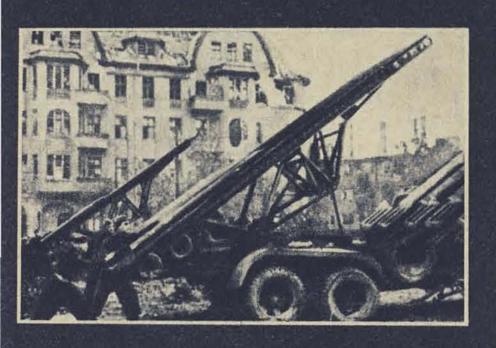


T 34/85

T 44

T 34/76 (C 1943)

T 54






Seit Anfang des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion tausendfach bewährt, schossen die Gardewerfer BM-13 („Katjuscha") vor 20 Jahren Berlin sturmreif. Ihre Nachfolger, zu denen auch unsere Geschoßwerfer gehören, sind u. a. die BM-20, die BM-24 sowie die BM-28 (von oben nach unten). Alle Systeme sind auf geländegängigen LKW bzw. zum Teil auf Kettenzugmitteln AT-S montiert. Ihre Geschosse sind flächen- oder drallstabilisiert.

Aus den Kompanien und Bataillonen waren inzwischen Brigaden, Korps und Panzerarmeen geworden. 47 000 „Vierunddreißiger" sind in den verschiedenen Versionen in den Kampf gezogen. In den Straßen Berlins schrieb er das Schlußkapitel des Krieges an der Seite der schweren IS-Typen, den SFL und anderen schweren Waffen wie Mörser, Haubitzen und „Katjuschas".

Seit diesen Tagen, da die sowjetischen Panzerverbände die Höhle der Hitlerfaschisten ausräucherten, hat der brave T 34 weitere konstruktive Verbesserungen erfahren – und Nachkommen erhalten. Die Verteidigungsindustrie Volkspolens baute den T 34 in Lizenz und entwickelte ihn in bestimmten Einzelheiten weiter; Jugoslawien baute auf der Grundlage des T 34/85 einen veränderten mittleren Kampfwagen, und in der ČSSR sind die Baugruppen Fahrwerk und Wanne, Motor und Aggregate für eine Brückenlege-Konstruktion genutzt worden. Schon 1945 legten die sowjetischen Konstrukteure die neue Variante eines mittleren Panzers vor, den T 44. Er war eine Übergangslösung zum derzeit in Form, Leistung und Kampfwert besten mittleren Panzers aller Zeiten, des auch bei uns verwendeten T 54. Über die Güte dieses Panzers große Reden zu halten, hieße Panzer in die Sowjetunion schaffen.

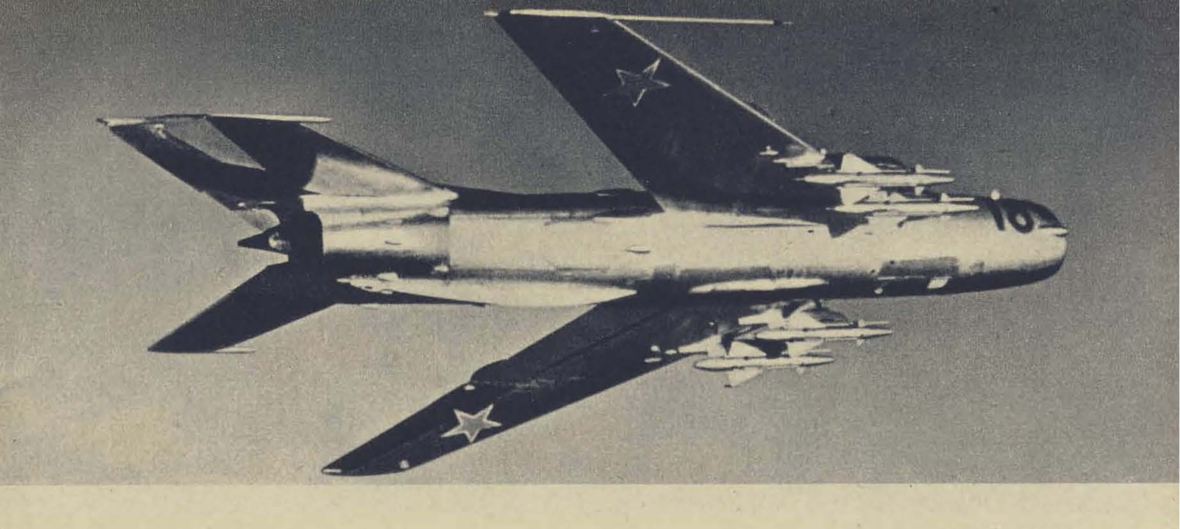
Vom T 34 zum T 54 führt eine gerade, zielstrebige Entwicklungslinie. Unter Berücksichtigung der Taktik im modernen Gefecht schufen sowjetische Wissenschaftler, Techniker und Konstrukteure, die Stahlwerker, Gießer und Dreher den Panzer von Format.

Am 11. August 1941 erließ das OKW einen Befehl, worin es hieß: „Die Russen besitzen ein automatisches Vielrohr-Geschütz. Die Zündung der Geschosse erfolgt elektrisch. Der Abschuß ist mit Qualmentwicklung verbunden. Über die Erbeutung derartiger Geschütze muß unverzüglich Meldung erstattet werden." Tags darauf hieß es in einem Armeebefehl, daß die Russen eine neue Art von Geschützen einsetzen, deren Geschosse mit Raketentreibstoff arbeiten. Glaubwürdigen Aussagen zufolge könnten diese in 2 bis 5 Sekunden eine größere Anzahl Granaten abfeuern. Jede Feststellung solcher Geschütze sei dem Befehlshaber für chemische Kriegführung beim OKW zu melden.

Die Entwicklung der Salvengeschütze war zu diesem Zeitpunkt lange abgeschlossen. 1938 und 1939 hatte schon ihre Erprobung stattgefunden. Die 132-mm-Geschosse waren über Entfernungen von 8000 bis 8500 m ins Zielgebiet geflogen. Die Serienproduktion lief an.

Wenige Tage nach dem heimtückischen Überfall des faschistischen Deutschland auf die UdSSR erhielt das Mitglied des Stabes des Artilleriekommandos der sowjetischen Armeeführung in Moskau, Oberstleutnant A. J. Kriwoschapow den Sonderauftrag, in kürzester Zeit eine Raketenwerferbatterie aufzustellen. Diese Batterie entstand am 28. Juni 1941 im Institut für Artillerietechnik in Moskau. Fünf SIS-6-LKW wurden mit den Abschußvorrichtungen versehen. Am 1. Juli ging es an die Front. Die reaktive Artillerie spielte im zweiten Weltkrieg eine wichtige Rolle. Sie wurde nach Beendigung des zweiten Weltkrieges weiterentwickelt. Heute besitzen neben der Sowjetarmee alle sozialistischen Armeen moderne Systeme der reaktiven Artillerie.

Die reaktive Artillerie ist vor allem wegen ihrer großen Flächenwirkung eine gefürchtete Waffe. Eine Abteilung dieser Raketenwerfer ist z. B. in der Lage, im Durchschnitt 20 bis 40 ha Fläche mit einer einzigen Abteilungssalve zu bekämpfen. Die entsprechend der Charakteristik eines solchen Geschosses relativ große Streuung wird



durch das gleichzeitige Abfeuern einer großen Anzahl von Geschossen wettgemacht.

Inzwischen hat sich die Familie der „Katjuscha“ weiter vergrößert. Die alte BM-13 dient nur noch als Ausbildungsgerät. An ihre Stelle sind die BM-14, BM-20, BM-24, BM-28 und BM-31 getreten, alles wirkungsstarke Mehrfachwerfer auf geländegängigen Trägerfahrzeugen, deren Raketengeschosse drall- oder flächenstabilisiert sind und über hohe Vernichtungskraft verfügen.

Längst sind die „Katjuschas“ nicht mehr die einzigen Raketenwaffen. Seit 1957 demonstrieren Kampfraketen unterschiedlicher Bestimmung alljährlich die Kraft des siegreichen Sozialismus. Bescheiden sieht der Mehrfachwerfer gegenüber den taktischen, operativtaktischen und interkontinentalen Raketen aus.

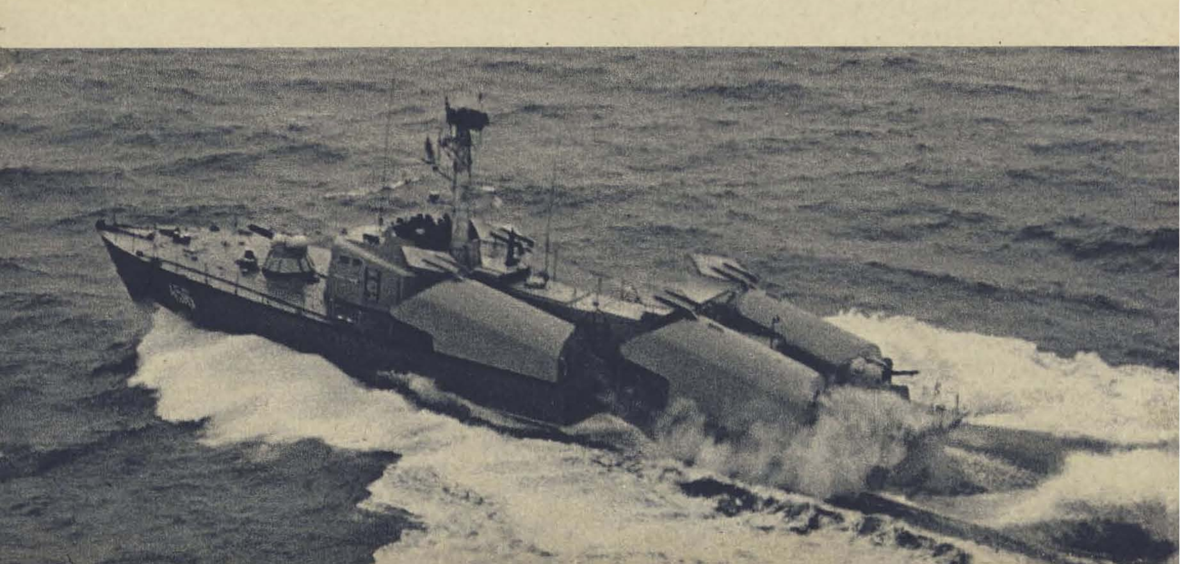
Die sowjetischen Waffen sind unsere Waffen. Im doppelten Sinne ist das zu verstehen. Einerseits sind die sozialistischen Armeen, auch unsere Nationale Volksarmee, mit der Kampftechnik der sowjetischen Waffengefährten ausgerüstet, andererseits schützen ihre Fernraketen auch unsere Heimat. Somit steht nicht nur die Sowjetarmee weit über den imperialistischen Armeen, sondern jede sozialistische Streitmacht.

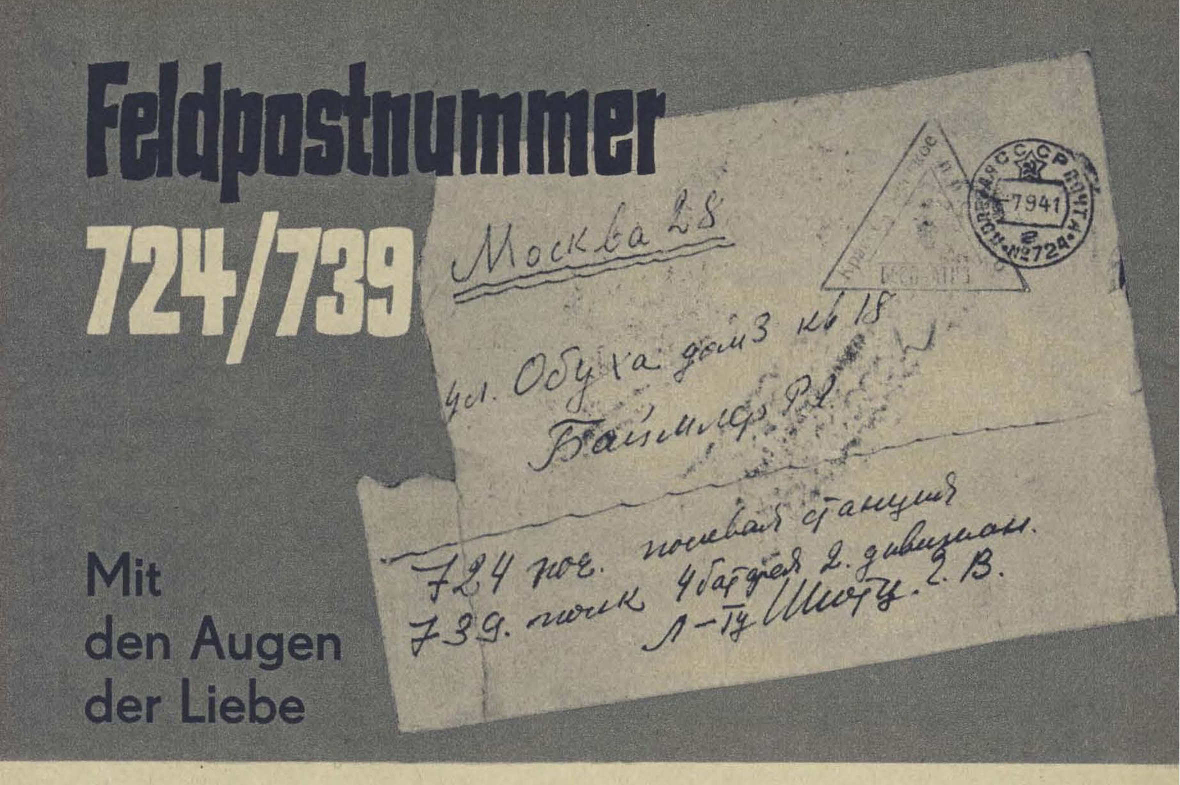
Geboren im Feuer der Schlachten, bewährt im Feuer der Schlachten, entwickelten sich die technischen Kampfmittel des Sozialismus zu Waffen, die dem Kriege wehren und den Frieden wahren.

Oberstleutnant K. Erhart

Als in den Frühlingstagen 1945 die „Sturmowiks“, die gepanzerten Schlachtflieger vom Typ IL-2, den Faschisten einheizten, lag die Urmutter der heutigen MiGs auf der Helling. Mikojan hatte 1943/1944 den Prototyp des sowjetischen Strahlflugzeuges, die I-250 konstruiert. Das erste Strahlflugzeug für die Truppe, die MiG 9, ging schon 1946 in Serienproduktion. Im Koreakrieg erwies sich die MiG 15 als die schnellere, wendigere und stärkere gegenüber den amerikanischen F-Typen. Bald folgte die MiG 17 in ihren Versionen, die „Neunzehn“, die „Einundzwanzig“.

Die Sowjetunion besitzt nicht nur Atom-U-Boote in genügender Anzahl, sondern sie hat die Masse ihrer modernen Schiffe zu Raketenträgern umgerüstet. Neben modernisierten herkömmlichen U-Booten sind neue raketentragende Typen entstanden, die monatelang auf offener See operieren können. Kernkraftgetrieben, mit Unter- und Uberwasserstartanlagen für Raketen und Flügelgeschosse, ist diese Schiffsgattung in der Lage, alle Aufgaben des Seekrieges zu lösen. Die Raketenzerstörer sind Kampfschiffe, die den Gegner schon wirkungsvoll bekämpfen, noch ehe seine Mastspitzen auf der Kimm auftauchen. Auch die Raketenschnellboote greifen von weitem an.





Feldpostnummer 724/739

Mit den Augen der Liebe

So manches aus dem Leben des jungen deutschen Kommunisten Gustav Schütz, der als Leutnant der Sowjetarmee für die Freiheit seiner deutschen Heimat kämpfte, konnten wir in den vergangenen Heften bereits der Öffentlichkeit zugänglich machen. Im Ergebnis dieser Veröffentlichungen erhielten wir nun Dokumente, die uns eine bisher noch unbekannte Seite des Menschen Gustav Schütz erschließen. Es handelt sich dabei um Briefe an seine Jugendgefährtin Rosi Beimler, die Tochter des in Spanien gefallenen legendären Politkommissars der XI. Internationalen Brigade, Hans Beimler. In Moskau lernten sie sich kennen. Rosi hing sehr an Gustav. Erst vor kurzem schrieb sie an seine Mutter:

„... Die Aufzeichnungen über Gustav finde ich sehr treffend und gut. Sie zeigen ihn so, wie er wirklich war; und wenn ich so nachdenke, hat er wirklich nur gute Seiten gehabt. Er war immer so selbstlos, so rücksichtsvoll und fürsorglich. Ich glaube, auch wenn man ihn nicht nur mit den Augen der Liebe angeschaut hat ...

Von den Briefen, die Gustav Schütz als Kursant der 3. Leningrader Artillerieschule an Rosi Beimler sandte, sind zehn erhalten geblieben. Wir wollen uns hier auf einige Auszüge beschränken:

Leningrad, den 4. Oktober 1940:

Liebe Rosi!

... Heute habe ich Dienst, und mein Dienst ist bald zu Ende. Mir sind ungefähr 24 Stunden allerhand Erinnerungen durch den Kopf gegangen, und ich kann mir leider Dein Schweigen nicht erklären. So viele gute Stunden haben wir zusammen Hand in Hand verbracht, und da wird einem sehr einsam, so alleine ... Ja, wir leben in einer Zeit, wo man so manche Prüfung durchmachen muß ...

15. März 1941:

... Deinen Brief habe ich erhalten. Habe damit gar nicht gerechnet. Also eine Überraschung. Über Deine Beine kann ich nichts Schlechtes sagen, aber eines habe ich schon bemerkt, daß Du die Röcke kürzer trägst — also ist das Mode. Nicht schlecht, viel interessanter. Heute fahren wir ab, na, ich werde aus dem Feldlager noch schreiben ... Ich würde Dir gerne viel schreiben, aber mein Kopf ist jetzt wie eine Rumpelkammer. So viel möchte ich Dir sagen, aber die passenden Worte wollen nicht auf meine Feder. Außerdem ist mein Kopf voll mit allerhand Sachen, die ich heute noch erledigen muß ...

1. April 1941:

... Jetzt bin ich wieder in Leningrad, etwas braungebrannt — und habe allerhand durchgemacht. Natürlich verstehst Du, daß das kein Erholungsheim war. Schnee bis an den Bauchnabel, kalt und starker Nordwind ... Im nächsten Jahr werden wir im Winter einen Monat ins Lager fahren — und dann ist auch bald meine Lehrzeit zu Ende. Aber das ist eine gute Lehrzeit, die mir das Leben von innen und

außen gezeigt hat und noch vieles zeigen wird . . .

PS. 1. Lege ein Bild von mir bei.

2. Mutti hat bald Geburtstag . . . Also vergiß nicht. Spiel die Hausfrau und laß Mutti nichts machen. Koche guten Kaffee!!!

3. Mai 1941:

. . . Also liebe Rosi, ich möchte sehr gerne Urlaub bekommen . . ., möchte Dir so viel sagen . . . Die Gedanken sausen mir nur so durch den Kopf, und ich gedenke oft der schönen Tage, die wir zusammen verbrachten. Wir haben noch vieles versäumt. Man muß das Leben, die Jugend, mit vollem Maße schöpfen. Jetzt sitze ich einsam und allein. Sei von ganzem Herzen gegrüßt Dein Gustav.

Den letzten Brief von Gustav Schütz erhielt Rosi Beimler am 19. September 1941 von der Front:

Liebe Rosi!

Mit einem herzlichen Gruß schreibe ich Dir diesen Brief. Was macht Dein Studium? Vermutlich geht es ausgezeichnet. Das einzige, was mich beunruhigt, ist, warum Du mir nicht einen einzigen Brief schreibst. Ich habe noch nichts erhalten, und das hat mich sehr traurig gemacht; aber ich hoffe noch immer, daß Du schreiben wirst, und dann denke ich, daß wir uns bald wiedersehen werden.

Das hängt natürlich von Dir ab. Du mußt es erreichen, und niemand wird es Dir abschlagen. Meine Anschrift auf dem Umschlag, 739. Haub. Art.-Rgt., ist der wesentliche Anhaltspunkt für Dich. Dorthin fahre, und dann werden wir zusammen kämpfen.

Ich schließe und küsse Dich herzhaft, meine Rosa, Dein Gustav.

PS. Wenn man Dich fragt, weshalb Du gemeinsam mit mir kämpfen willst, dann sage, daß ich Dein Mann bin. Wir hatten ja gar nicht mehr miteinander sprechen können. Ich bin doch so rasch weggefahren. Jetzt bin ich am Dnepr. Gruß an Muttchen . . .

Gardeoberst J. Pachmail

Das Lob des Kommandeurs

Gardeoberst Pachmail dient zur Zeit innerhalb der Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte. Durch die Zeitung „Sowjetskaja Armija" erfuhr er von unserem Aufruf und ließ uns seine Erinnerungen an Gustav Schütz übermitteln. D. Red.

Vom September 1939 bis Juli 1941 studierte ich gemeinsam mit Gustav Schütz an der 3. Leningrader Artillerieschule. Wir gehörten sogar zu derselben Ausbildungsgruppe. Als bescheidenen, fleißigen und zielstrebigen Jungen sowie als zuverlässigen und entgegenkommenden Freund habe ich ihn noch fest in Erinnerung.

Er sprach nicht gern von der Vergangenheit. Die Seelenwunden, die ihm die Faschisten geschlagen hatten, schmerzten noch immer; und wir bemühten uns, sie nicht wieder aufzureißen. Mit großer Freude erzählte Gustav jedoch von seiner Schulzeit in Moskau. Deshalb hatte er sich auch am meisten mit einem Genossen angefreundet, der gleich ihm von der Moskauer Militärschule gekommen war. Er hieß Alexander Monakow und sprach gut Deutsch, denn er hatte selbst eine Weile in Deutschland gelebt. Seine Eltern arbeiteten damals bei der sowjetischen Handelsvertretung. Gegenwärtig ist er Oberst und dient irgendwo in der Sowjetunion.

Unsere Ausbildungsgruppe gehörte zur 15. Batterie der 4. Abteilung (Artillerie-Instrumentalaufklärung). Wir waren die Schallmeßbatterie.

Einmal mußte ich im Sommerlager mit Gustav zusammen einen Schallmeßposten einrichten — einschließlich der Fernsprechverbindung, versteht sich. Und ohne ein Kraftfahrzeug zu benutzen! Wir griffen uns also Kabelrollen und Geräte und marschierten los. Drei Kilometer waren das vom Zentralregistriergerät aus — durch Sumpfgelände und über zahlreiche mit Kiefern bestandene Hügel. Es fiel uns unerhört schwer, die Leitung zu legen, denn wir schleppten ja auch noch Gewehr, Schutzmaske, Feldspaten und komplettes Sturmgepäck samt aufgeschnalltem Mantel mit uns herum. Aber irgendwie haben wir es doch noch rechtzeitig geschafft. Und als uns der Kommandeur unserer Schule, Oberst Ssanjko (er ist heute General), anschließend belobigte, da waren wir ganz schön stolz, und auch Gustav strahlte.

Unsere Offiziersschule hatte ein erweitertes Programm. Deshalb mußten wir nicht wie üblich zwei Jahre, sondern drei Jahre lernen. Gustavs Steckenpferde waren Mathematik und analytische Geometrie. Meist war er als erster von uns mit seinen Aufgaben fertig und half dann den Genossen. Als Fremdsprache studierten wir Deutsch. Übersetzungen und Umgangssprache machten Gustav natürlich keine Schwierigkeiten. Aber in der Grammatik war er nicht so sattelfest. Nicht selten erhielten also wir, die Russen, bei den Kontrollarbeiten bessere Noten als er. Da gab es dann natürlich auch manche harmlose Spöttelei. Gustav lächelte dazu und war nie beleidigt.

Kurz vor dem Überfall Hitlerdeutschlands hatten wir gerade das zweite Ausbildungsjahr beendet. Gleich darauf bekamen wir jedoch zu tun, in beschleunigtem Studium innerhalb weniger Wochen das Programm des dritten Lehrjahres hinter uns zu bringen. Als Leutnants verließen wir am 22. Juli 1941 die Schule. Die meisten gingen sofort an die Front. Unter ihnen war auch Gustav Schütz.

Jungs, ihr seid in Ordnung!

Von Siegfried Dietrich

Früher Morgen in Berlin, der Hauptstadt der DDR. Ein kalter Regen peitscht durch die Straßen. Frauen und Männer eilen, die Hände in den Taschen vergraben, dem S-Bahnhof zu; hupend bahnt sich, stadteinwärts rollend, eine endlos scheinende Autoschlange ihren Weg. Je näher ich der Staatsgrenze gegenüber Westberlin komme, desto dichter wird das Gedränge: Westberliner Bürger besuchen ihre Verwandten in der Hauptstadt der DDR.

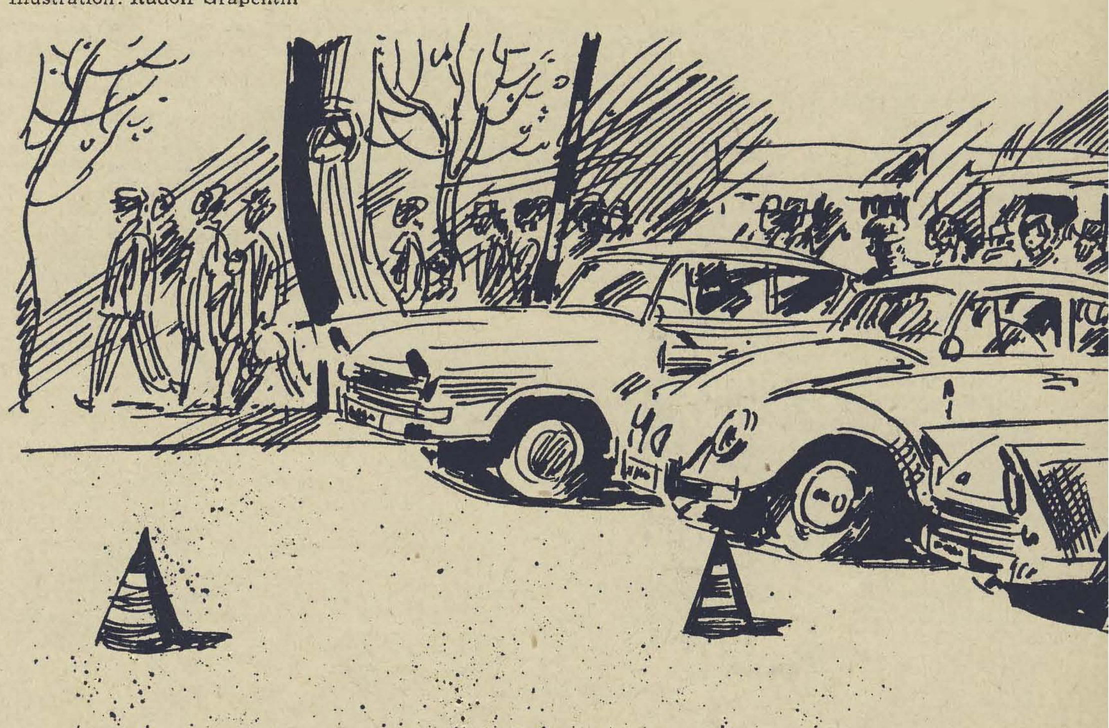
„Das kostet Nerven!"

Am KPP ein Gewimmel von Passanten und Kraftfahrzeugen. Auf den ersten Blick glaube ich, vor einem heillosen Durcheinander zu stehen. Wie soll sich da ein Mensch durchfinden! Es dauert jedoch nicht lange, da erkenne ich, daß der gesamte Ablauf am Kontrollpunkt vorbildlich organisiert ist. Das beginnt schon, wenn die Besucher die Staatsgrenze überschreiten oder überfahren. Auf jeder der beiden Fahrbahnen stehen Grenzsoldaten, ausgerüstet mit den schwarzweißen Befehlsstäben der Verkehrspolizei, und lenken den Strom der Kraftfahrzeuge: nach links, nach rechts, zur Mitte. Langsam, ohne Halt, schiebt sich die Autokolonne vorwärts.

„Du mußt höllisch achtgeben" meint Feldwebel S. „Mit einem Auge schielst du auf die Fahrbahn, mit dem anderen zur Paß- und Zollkontrolle. Wo gerade ein Platz frei ist, dort dirigierst du den nächsten Wagen hin."

Mir ist allerdings, als habe Feldwebel S. nicht zwei, sondern drei Augen. Wie er auch noch die anderen Verkehrsregler beobachtet und seine Anweisungen mit denen seiner Genossen in Einklang bringt, wird mir wohl ewig ein Rätsel bleiben. Rund 6000 Pkw, dazu etwa

Illustration: Rudolf Grapentin



28 000 Fußgänger (in beiden Richtungen gerechnet) müssen die Genossen hier täglich abfertigen. Trotzdem gibt es nicht den kleinsten Unfall, nicht einmal den geringsten Kratzer am Lack!

„Das kostet Nerven", meint Genosse S. „Wenn du deine 18 Stunden herunter hast, bist du fix und fertig."

Die Frauen und der Dienst

18 Stunden Dienst, 12 Stunden frei: Das ist der Turnus während des Besuchszeitraumes. In den 12 Stunden „Freizeit" aber liegen: der Marsch zur Unterkunft, Waffenreinigen, Waschen, Essen und was sonst noch alles zum Leben eines Soldaten gehört. Zum Schlafen bleiben gerade 4 Stunden. An Urlaub oder Ausgang ist dabei selbstverständlich nicht zu denken, und bei so manchem Grenzer führt das zu ungewollten Komplikationen.

Feldwebel S. ist verheiratet und in Magdeburg zu Hause. Früher war er Angestellter. „Ich habe es noch nie bereut, daß ich Berufssoldat wurde", berichtet er. „Der Dienst an der Staatsgrenze ist interessant. Allerdings mußt du zuweilen auf Annehmlichkeiten verzichten, wie jetzt zum Beispiel. Das ist nicht immer leicht, wenn jemand auf dich wartet. Als ich meine Frau kennenlernte, gab es wegen des Dienstes so manche Auseinandersetzung. Heute hat sie jedoch begriffen, daß wir nicht zum Spaß an der Staatsgrenze stehen. Sie bringt großes Verständnis auf."

Das sagt auch der Soldat Klaus von seiner Frau. „Schwierigkeiten, weil ich nicht nach Hause fahren kann? Ist nicht drin! Meine Frau meint, wir Grenzer seien ja nicht die einzigen, die während der Feiertage Dienst tun müssen. Allerdings", gibt Genosse Klaus zu, „ich bewundere die Offiziere und Unteroffiziere, die das schon jahrelang machen. Ich bewundere auch ihre Frauen."

Horst L., klein, schwarzhaarig und sehr lebhaft, ist Soldat auf Zeit. Er stöhnt: „Brächte bloß meine Freundin dasselbe Verständnis auf! Was habe ich zu hören bekommen, als sie erfuhr, daß sie die Feiertage allein bleiben muß. Nun", so tröstet er sich, „wir kennen uns erst ein paar Wochen, und was nicht ist, kann noch werden."

Feldwebel S. schmunzelt. „Reine Überzeugungsarbeit! Sehen Sie mich an!"

Passierscheinaktion — strenger Dienst — eine Freundin oder Frau: Diese Gleichung ist schwer zu lösen. Viele Soldaten bestätigen das, und so mancher schaut sehnsüchtig auf die freudig gestimmten Besucher, die erwartungsvoll ihrem Ziel entgegeneilen.

„Jungs, ihr seid in Ordnung!"

Ob wohl einer unter ihnen daran denkt, was diese Soldaten bewegt? Ob er sich klar darüber ist, daß sie verstärkten Dienst tun, nur damit die Aktion reibungslos verläuft?

Der überwiegende Teil der Westberliner erkennt das offensichtlich an. Ein Gruß im Vorüberfahren, ein freundlicher Zuruf ist die Regel. Als es zu einer kurzen Stockung kommt, kurbelt der Fahrer eines schwarzen „Mercedes" die Scheibe herunter. „Jungs, ihr seid in Ordnung!" ruft er und reicht eine Tafel Schokolade aus dem Wagen. Die Familie kommt aus dem Bezirk Zehlendorf. Es ist ihr vierter Besuch mit Passierschein in der Hauptstadt der DDR. „Immer wurden wir höflich abgefertigt", berichtet die Frau. „Wir kommen gern wieder."



„Geschieht es öfter, daß ihr von Besuchern Geschenke erhaltet?“ erkundige ich mich bei dem Posten. „Und ob!“ bestätigt Stabsgefreiter K. aus Angermünde. „Die Westberliner Bürger drängen sie uns regelrecht auf. Sie freuen sich über das Passierscheinabkommen und machen kein Hehl daraus.“

Das bestätigt mir auch ein Ehepaar aus Neukölln. Er ist Arbeiter, sie Verkäuferin. „Nicht nur wir, auch unsere Bekannten waren bitter enttäuscht, als im Spätsommer 1964 die Passierscheinverhandlungen mit der Regierung der DDR in Gefahr gerieten“, sagt die Frau. Und ihr Mann ergänzt: „Ein Glück für uns, daß die Vertreter Ihres Staates so geduldig waren. Leider gibt es bestimmte Kreise, die das nicht wahrhaben wollen. Doch das ändert nichts an den Tatsachen, und das weiß die Westberliner Bevölkerung.“

Der junge Mann sagt „bestimmte Kreise“, nennt die Ritter des kalten Krieges nicht beim Namen. Aber ich bin überzeugt, daß er sie ebensogut kennt wie wir alle: die Herren Lemmer, Amrehn, Barzel und wie sie noch heißen mögen.

Eierkohlen und Weißkohl

Doch noch immer gibt es Menschen, die dumm genug sind, den Verfechtern des kalten Krieges auf den Leim zu gehen. Das hält sie allerdings nicht davon ab, von den Möglichkeiten, die ihnen das Passierscheinabkommen bietet, regen Gebrauch zu machen. Nur wer auf Zwecklügen hereinfällt, soll sich dann nicht wundern, wenn er plötzlich zum Mittelpunkt des allgemeinen Gelächters wird. Ich erlebe das zweimal:

An der Zollkontrolle steht eine Frau, Pelzmantel, Schmuck, gepflegtes Äußeres. Neben anderen Gepäckstücken schleppt sie einen schweren Karton mit sich. Was drin sei, fragt der Genosse vom Zoll. „Eierkohlen“, ist die Antwort. „Ich möchte während der Feiertage in einer warmen Stube sitzen.“ Gelächter der umstehenden Westberliner. Der Zollsekretär bemüht sich, ernst zu bleiben.

Ein paar Stunden später: Im Kofferraum eines beigefarbenen „Taunus“ steht eine große Kiste. Sie enthält – Brot und Weißkohl. „Gemüse ist doch knapp bei Ihnen“, erklärt der Besitzer des Wagens. „Brot soll es wohl genügend geben, aber ...“ Er bricht verlegen ab, als er die spöttischen, zum Teil auch ärgerlichen Gesichter seiner Mitbürger sieht. Weiß dieser Mann wirklich nicht, daß in Westberlin das Brot annähernd doppelt soviel kostet wie bei uns? Oder will er es nicht wissen?

Sie lassen sich nicht provozieren

Puterrot im Gesicht, kommt der Besitzer eines „Opel“ dem Verlangen des Zollsekretärs nach und öffnet die Motorhaube seines Fahrzeuges. „Schikane!“ schimpft er. „Was man sich hier alles bieten lassen muß! Und so etwas nennt sich nun Arbeiter-und-Bauern-Staat! Wo bleibt denn da die Freiheit?“

Soldat Walter B. lächelt geringschätzig. „Die arme Freiheit“, meint er. „Noch nie wurde dieser Begriff so strapaziert wie in Westberlin und Bonn.“

Der Schreihals sieht ihn herausfordernd an. Wahrscheinlich ist er sehr stolz auf seinen „Mut“, hat er es doch den „Vopos“ wieder einmal ordentlich „gegeben“.

„Wenn der glaubt, er kann uns provozieren, dann hat er sich getäuscht“, sagt Walter im anheimelnden Dialekt der Erzgebirgler und geht weiter. „Auf eine ehrliche Frage geben wir eine ehrliche Antwort; so aber nicht!“

Walter B., Maschinist in einem Baubetrieb, ist erst seit wenigen Monaten Soldat. Auch er hat eine Frau zu Hause. „Na klar, Urlaub wäre mir schon lieber gewesen“, meint er. „Aber wenn du, so wie ich, die Passierscheinaktion im Kontrollpunkt unmittelbar mitansehen kannst, so ist das ein großes Erlebnis. Das entschädigt mich ein bißchen. – Und dann: Wie oft haben wir im Betrieb unsere Interessen hintenangestellt, wenn es ums Ganze ging. Ohne langes Gerede. Auch wenn es manchmal schwerfiel. Jetzt ist es nicht anders. Meiner Ansicht nach ist das Passierscheinabkommen eine gute Sache, und ich tue meinen Dienst, wie es sich gehört, damit alles reibungslos verläuft.“

„Und was sagen Sie zu diesen Schreihälsen?“ frage ich und spiele damit auf den Besitzer des „Opel“ an.

Walter winkt ab. „Eine der Ausnahmen, die es leider immer noch gibt. Mich berührt das nicht, ich lasse mich nicht provozieren. Der überwiegende Teil der Westberliner benimmt sich anständig.“

Der Gefreite W. dagegen denkt anders über die Radaubrüder. „Von mir aus sollen die Westberliner bleiben, wo der Pfeffer wächst!“ poltert er. „Ich habe durch das Passierscheinabkommen nur Nachteile. Keinen Ausgang, fast Tag und Nacht Dienst, das ist wahrhaftig kein Vergnügen. Dann kommen solche Typen, meist sind sie betrunken, beschimpfen dich, und du sollst dabei auch noch ruhig bleiben. Für mich ist das nichts.“

Gleichzeitig jedoch versicherte Genosse W: „Meinen Dienst versehe ich trotzdem anständig. Ob es mir nun paßt oder nicht. Darüber gibt es überhaupt keine Diskussion.“

Der Gefreite versichert es nicht nur, er verrichtet seinen Dienst tatsächlich gewissenhaft, bestätigt Hauptmann N., der Kommandant des KPP.

Ein Widerspruch? Kaum. Wenn der Genosse W. auch wettert und mit seiner negativen Einschätzung der Besucher zweifellos weit über das Ziel hinausschießt, so spricht aus seinen Worten doch eine gewisse Erkenntnis: Er weiß, daß er an verantwortlicher Stelle steht. Deshalb tut er seine Pflicht, wie es jeder von ihm erwartet. Ob es ihm nun paßt oder nicht. Vielleicht kommt Genosse W. eines Tages zu derselben Überzeugung wie der Soldat Zaber. Genosse Zaber steht zum erstenmal im Grenzdienst.“ Nie hätte ich geglaubt“, sagt er, „daß ich einmal bei einem Geschehen, das so im politischen Blickpunkt steht wie das Passierscheinabkommen, direkt dabeisein kann. Der reibungslose Ablauf, die Organisation, das beeindruckt mich ungeheuer.“

(Fortsetzung auf Seite 72)



Wir sind wachsam!

Noch hat der Senat von Westberlin nicht den Forderungen der Regierung der DDR entsprochen und die Westberliner Niederlassungen der Bonner Agentenzentralen aufgelöst; noch gibt es Elemente, die glauben, während der Besuchsperioden im trüben fischen zu können. Der beste Beweis dafür sind die Vorgänge, die sich während der Weihnachtsfeiertage 1964 ereignet haben: Einige Agenten versuchten, mit Hilfe von gefälschten Passierscheinen Mittelsmänner in die Hauptstadt der DDR ein- und auszuschleusen. Dank der Wachsamkeit unserer Grenzsoldaten wurden sie gestellt und entlarvt. „Und ob wir wachsam sind!" meint Horst L. „Ich bin zwar müde zum Umfallen, doch das ist in diesen Tagen keine Entschuldigung." Horst gähnt herzhaft. „Vierzehn Stunden schlafe ich auf einen Ruck durch, sobald ich Gelegenheit dazu habe. Das schaffe ich spielend!"

Denkste!

Am nächsten Tag beweist Horst, daß seinen flinken dunklen Augen tatsächlich nichts entgeht. Und sei es nur – wie sich später herausstellt – ein im Grunde genommen harmloser Passant, der versucht, die Zollvorschriften der DDR zu umgehen.

Auf dem Kontrollturm. Unter uns brodelt der Verkehr, wogt das Menschengewimmel. Es ist schwierig, bei diesem Betrieb die Übersicht zu behalten. Der Regen klatscht gegen die Scheiben, für Horst ist das ein gewisser Trost. „Bei dem Wetter bleibt meine Freundin bestimmt zu Hause", sagt er plötzlich unvermittelt. Horst hat es sich bequem gemacht, doch er sitzt keinen Augenblick ruhig. Ständig sind seine Hände, die das starke Doppelglas halten, in Bewegung. Walter B. dagegen, der Baumaschinist aus dem Erzgebirge, steht ruhig am Fenster und beobachtet den Abschnitt.

Da! Ein Passant, vermutlich hat ihn der Zoll mit unerlaubten Waren zurückgeschickt, betritt wieder Westberliner Gebiet. Doch er geht nicht, wie es andere in solchen Fällen tun, zum Westberliner Roten Kreuz, um sein Päckchen zur Aufbewahrung abzugeben, sondern er versteckt es im Schutz einer Wand unter dem Hemd. Horst hat es bemerkt. Ihm entgeht tatsächlich nichts. „Denkste!" sagt er. „Wenn du etwa glaubst, du kannst uns übers Ohr hauen ...!" Schnell verständigt er seinen Gruppenführer, und der benachrichtigt die Genossen vom Zoll. Der Sünder ist äußerst verblüfft, als ihm der Zollsekretär auf dem Kopf zusagt, wo er die Ware verborgen hat.

„Man muß das politisch sehen!"

Ein Tisch, darum einige bequeme Polstersessel, Rundfunk, ein Fernsehgerät, das ist der Aufenthaltsraum für die Soldaten. Schlafgelegenheiten fehlen; denn: „Von den 18 Stunden Dienst stehen wir 10 auf Posten", berichtet Walter B., „die übrigen 8 Stunden sind Bereitschaftsdienst. Schlafen gibt es nicht."

Als sei es abgesprochen, steckt ein Rot-Kreuz-Helfer den Kopf durch die Tür. „Kann mal einer 'rauskommen? 'ne Menge alter Leute, wir kommen allein nicht mehr klar." Seufzend erhebt sich Horst, der neben Walter sitzt, wirft einen verlangenden Blick auf den Fernsehschirm und nickt mir zu, als wolle er sagen: Da hast du es! Es ist später Abend, der Regen ist feuchtkalter Luft gewichen. Am Fenster huschen Lichter durchs Dunkel, Nebelschwaden ziehen vorüber. Der Verkehr nimmt wieder zu, die ersten Besucher fahren zurück. Walter B. sieht auf die Uhr. In 10 Minuten muß er wieder hinaus. „Kein angenehmer Gedanke", meint er und schenkt sich einen Schluck heißen Tee ein.

Ich komme mit dem Stabsgefreiten K. ins Gespräch. Er stammt aus Angermünde, hat die Bezirksschule der FDJ besucht und war in seinem Betrieb als FDJ-Sekretär tätig. „Man muß die Dinge politisch sehen", ist seine Meinung. „Monatelang bangten die Westberliner darum, ob das Passierscheinabkommen zustande kommt oder nicht. Dank der Geduld unserer Regierung kam es zustande, und jetzt liegt es an uns, das Unsere zu tun. In diesem Sinn habe ich mit den Genossen meiner Gruppe gesprochen. Sie haben es begriffen, wenn es auch bei einigen eine Weile dauerte."

Hat der Stabsgefreite recht? – Gehen wir einmal zur Paßkontrolle.

Ungewollter Unterricht

Ein paar schnelle Fragen im Vorübergehen: „Wie war es? Wie hat es Ihnen gefallen?"

„Prima! – Schön! Alles Gute bis zum nächsten Mal!" Die Antworten kommen je nach Temperament. Eines aber versichert jeder: „Wir kommen wieder!" Einzelne Besucher gestehen ehrlich: „Kaum zu glauben, wie sich eure Stadt verändert hat!" Ohne daß sie es wollten, genossen diese Westberliner einen drastischen Anschauungsunterricht.

Was hat diese Menschen derart beeindruckt? – Alles! Das neu entstehende Stadtzentrum ebenso wie die Neubauviertel oder die Läden, die bei weitem nicht so leer sind, wie ihnen ihre Presse weismachen möchte. Ein Mädchen berichtet: „Im Kaffee ‚Moskau' waren wir auch. Einfach toll! Hätte ich nie geglaubt!"

Sie würden manches nicht glauben, hätten sie es nicht mit eigenen Augen gesehen. Darüber sollte sich der Gefreite W., der in dem Passierscheinabkommen nur persönliche Nachteile sieht, einmal Gedanken machen. Viele seiner Genossen tun es.

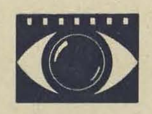
Im Aufenthaltsraum unterhalten sich ein paar Soldaten. Sie haben gerade ihre Grundausbildung beendet. „Man sieht doch ganz deutlich, wie das Passierscheinabkommen das Denken vieler Westberliner beeinflußt", sagen sie. „Es stimmt, was man uns im Politunterricht erzählt hat."

Daß sich die Westberliner selbst von dem überzeugen konnten, was ihnen ihre Presse bewußt verschweigt, und daß der eine oder andere Besucher beginnt nachzudenken, daran haben auch die Genossen unserer Grenzsicherungskräfte ihren Anteil. Kann man es ihnen verübeln, daß sie ein wenig stolz darauf sind?

immer schußbereit...

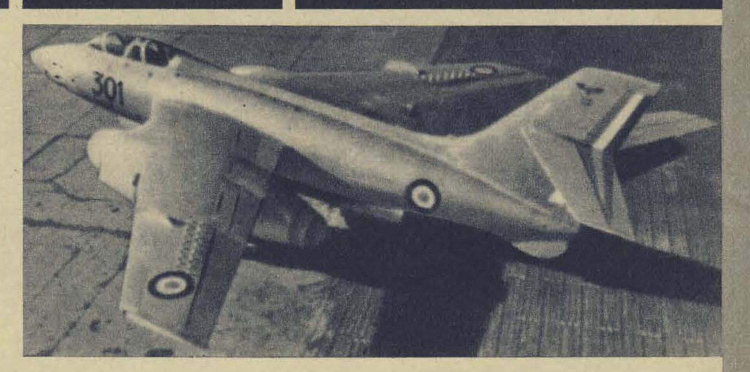
erinnerungen sind eine kamera wert

Immer schußbereit sollte auch eine Kamera sein, mit der Sie solche reizvollen Schnappschüsse für immer im Bild festhalten. Einen Fotoapparat oder eine Schmalfilmkamera anzuschaffen lohnt sich. Informieren Sie sich in einem der vielen Fachgeschäfte über das Angebot an Fotoapparaten und Schmalfilmkameras; Sie werden fachkundig beraten.



ARMEE-RUNDSCHAU 5/1965	TYPENBLATT	NATO-FLUGZEUGE





S. O. 4050 „Vautour“ (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	10 000 kg
Abflugmasse (max.)	18 015 kg
Länge	15,58 m
Spannweite	15,10 m
Höhe	4,30 m
Höchstgeschwindigkeit	1100 km/h in Bodennähe
Triebwerk	2 Turbinenluftstrahltriebwerke
Bewaffnung	4 Maschinenkanonen 30 mm; ungelenkte Raketen oder 10 Bomben
Besatzung	1 bis 2 Mann

Entwickelt und gebaut von der französischen Sud-Aviation als taktisches Erdkampfflugzeug (Version A), Bombenflugzeug (Version B) und Allwetter-Jagdflugzeug (Version N). Hauptsächlich wurden die Versionen B und N gebaut. Eingesetzt bei den französischen und israelischen Luftstreitkräften.

ARMEE-RUNDSCHAU 5/1965	TYPENBLATT	NATO-WAFFEN PANZERABWEHRRAKETEN



Bö 810 „Cobra“ (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Startmasse	9,5 kg
Sprengstoffmasse	1,5 kg
Länge	780 mm
Durchmesser	100 mm
Spannweite	480 mm
Marschgeschwindigkeit	85 m/s
max. Reichweite	1600 m
min. Reichweite	500 m
Startwinkel	20°
Treibstoff	fest
Art der Ladung	Hohlladung
Bedienung	1 Mann

Die „Cobra“ ist eine drahtgelenkte Rakete zur Bekämpfung gepanzerter Fahrzeuge und befestigter Anlagen. Der Start erfolgt entweder vom Boden oder von Fahrzeugen aus. Bei der Verwendung eines Verteilers ist es einem Lenkschützen möglich, acht Raketen nacheinander zu starten.

ARMEE-RUNDSCHAU 5/1965

TYPENBLATT

NATO-FAHRZEUGE SELBSTFAHRLAFETTEN



SFL M 110 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse	26,5 t
Länge	7225 mm
Breite	3150 mm
Höhe	2725 mm
Kaliber	203,2 mm
Reichweite	ca. 20 km
Höchstgeschwindigkeit (Straße)	54,4 km/h
Fahrbereich (Straße)	720 km
Besatzung	5 Mann

Die SFL M 110 gehört zum Bestand der Divisions- und Korpsartillerie der USA-Armee und der Bonner Bundeswehr. Sie löste die im Truppengebrauch befindlichen älteren SFL-Haubitzen M 53 und M 55 ab. Mit dieser SFL kann Kernmunition verschossen werden. In zwei Teile zerlegt, kann sie in einem Transportflugzeug (C—133) transportiert werden.

ARMEE-RUNDSCHAU 5/1965

TYPENBLATT

WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS



30-mm-Fla-Zwilling (ČSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse (ohne Fahrzeug)	1500 kg
Trägermittel	LKW „Praga" V 3 S (leicht gepanzert)
Kaliber	30 mm
Kadenz	150 Schuß/min
Schußentfernung	
— maximal	3000 m
— minimal	10 m
Bedienung	3 Mann

Die 30-mm-Flak gehört zu den neueren Entwicklungen der tschechoslowakischen Verteidigungsindustrie. Die Waffe ist sehr beweglich, leicht zu bedienen und unkompliziert. Das Geschütz wird auf eigener Protze (stationär) oder auf LKW (mobil) eingesetzt.

PENTINA FM

24 × 36

Besondere Merkmale:

Wechselobjektive in den Brennweiten
30, 50, 85 und 135 mm
Festeingebauter Prismensucher
Großes, helles Reflexbild durch Fresnellinse
Zentralverschluß PRESTOR-Reflex
von 1 bis 1/500 s und B
Blitzsynchronisation X und M
Vorlaufwerk
Vollautomatische Blende
Schnellaufzug

Eine Kamera, die aus dem Rahmen fällt –

ist die PENTINA. Sie durchbricht zugunsten einer betont modernen Formgebung die konventionelle Bauweise der Spiegelreflex. Sie verbirgt geschickt in ihrem Inneren alle für eine solche Kamera typischen Merkmale, wie den Prismensucher usw. Vier Wechselobjektive stehen in einer sinnvollen Brennweitenabstufung zur Verfügung. Besonders bemerkenswert aber ist die Ausstattung der Kamera mit einem Hochleistungs-Zentralverschluß, der nun einmal den Vorzug genießt, das »Blitzen« uneingeschränkt zuzulassen. Und eine Belichtungsautomatik befreit Sie von der bangen Sorge um die richtige Belichtungszeit.

Preis: 640,– DM
Auch auf Teilzahlung

VEB PENTACON DRESDEN



Kamera- und Kinowerke

Tabac

LUXUSSEIF

Die Nachfrage nach einer Luxusseife mit herber Duftnote ist besonders unter den Herren sehr groß. Was lag da für uns näher, als eine Luxusseife „Tabac“ zu entwickeln, die mit ihrer Parfümierung den männlichen Typ besonders vorteilhaft unterstreicht.
Die Luxusseife „Tabac“ ist das Produkt ausgereifter Überlegungen und langwieriger Entwicklungsarbeit. Der Farbton der Luxusseife „Tabac“ entspricht der Parfümierung und wird nicht zuletzt durch die in der Seife enthaltenen hocharomatischen, braunen Balsame bestimmt.



VEB PATINA · SEIFENFABRIK · HALLE (S.)



Die Seitensprünge der Kurtisane

Spionageerzählung von FERDINAND MAY

„Wieso fassen wir diesen Burschen nicht, der seit Monaten jede geplante Operation an die Deutschen verrät? Sagen Sie mir das, Leutnant Miniére. Jetzt wieder der Vorstoß bei Fort Vitry im Abschnitt Reims, davor der so schön ausgeklügelte Luftangriff auf den Flugplatz Charleville. Mißerfolge, Mißerfolge!" Der Leiter der französischen Spionageabwehr, Hauptmann la Doux, schlägt wütend auf Akten, Karteikarten, Telegramme und Fotos, die seinen Schreibtisch bedecken, überfliegt mit zusammengebissenen Lippen ein Schreiben des Generalstabschefs, das die Fehlschläge der Abwehr aufzählt und sofortige Maßnahmen fordert.

Leutnant Miniére nimmt den Kneifer ab, sieht dem Vorgesetzten nachdenklich in die etwas vorgewölbten Augen. Seit der Verwundung des jungen Leutnants im Sommer 1916 ist er der Abwehr zugeteilt, und je länger er dabei ist, desto stärker ergreift ihn das Jagdfieber, diese verteufelten gegnerischen Spione zur Strecke zu bringen. Ja – auch hier mitten in Paris ist die Front. Nur anders, geheimnisvoller, unübersichtlicher. Die Waffen haben ein besonderes Gesicht: Funksprüche, Telegramme, Zeitungsinserate gehören dazu. Wieviele scheinbar harmlose Mitteilungen sind für Agenten bestimmt? Spione läßt man von Spionen beschatten... Ab und zu gibt es Lücken im Netz, dann knallen irgendwo hinter den Fronten die Salven eines Exekutionskommandos. „Es ist bestimmt ein Kerl mit außergewöhnlichen Fähigkeiten und besten Informationen. Den muß man ganz hoch oben suchen", antwortet Miniére nach einer Weile. Er legt dem Hauptmann eine Liste von Offizieren und ihren Damen hin, Persönlichkeiten, die vor einigen Tagen an einem Festmahl im Hauptfliegerlager Vittel teilgenommen haben.

„Zeigen Sie her! Siehe da. Der Marquis de Montessac ist auch dabei, der Herr Fliegerhauptmann. Hat ganze Wagenladungen Sekt gestiftet... so, so... und seiner Begleiterin, der berühmten Tänzerin Mata Hari, riesige Körbe mit Orchideen."



Illustrationen: Karl Fischer

„Das hat mich schockiert, mon Capitain, ich meine, mitten im Krieg ...“ Der Leutnant macht ein vorwurfsvolles Gesicht.
„Hat viel Geld, dieser Montessac. Aber viele Leute haben heutzutage viel Geld.“
Hauptmann la Doux erhebt sich, tritt etwas steifbeinig ans Fenster, betrachtet die regennasse Straße mit den vorüberhastenden Passanten, mit den Sandsäcken vor den Schaufenstern gegenüber.
Verdammt ja! Paris ist noch immer gefährdet, gefährdet auch durch diese Schlemmerbande in Vittel oder sonstwo ... Der Sekt löst die Zungen ... Und diese Mata Hari ... Trotz der Kriegsereignisse kann sie natürlich in den Hauptstädten des neutralen Auslandes auftreten, ja sogar im von deutschen Truppen besetzten Belgien. Zwischenhinein spielt sie Krankenschwester und widmet sich mit Hingabe der Pflege verwundeter Offiziere ...
„Was halten Sie von dieser Mata Hari, Leutnant?“
„Für unser Geschäft wie prädestiniert, Capitain. Darf ich Ihnen dieses Dossier übergeben?“ Der Leutnant wühlt in Aktenstößen.
„Danke. Habe schon Einsicht genommen. Polizeikommissar Priollets Leute haben gut gearbeitet. Trotzdem tappen wir noch im Dunkeln. Aber haben Sie dieses Foto gesehen? Nein? Hübsch, was? Hintergrund die Grachten von Amsterdam. Vordergrund eine bildschöne Frau im eleganten Kostüm. Und Madame Mata Haris Begleiter, Leutnant? Sie raten es nicht! Der deutsche Militärattaché in den Niederlanden, Major von Hasselspringe. Die Aufnahme haben unsere Leute gemacht, vor etwa einem Monat. So, und nun lesen Sie mir doch noch einmal vor, was Priollets Beamte erkundet haben. Beim Zweithören bekomme ich immer die besten Ideen, los, lesen Sie nur.“ Der Leutnant beginnt: „Die Tänzerin, genannt Mata Hari, kam etwa 1904 mittellos nach Paris. Damals konnte sie noch nicht tanzen. Ihre Fähigkeiten zeigte sie in einem maison d'amour. Sie war damals vierundzwanzig Jahre alt, wurde von einem Industriellen entdeckt, der ihretwegen seine Familie verließ und ihr eine Villa in Neuilly schenkte. Als der Geldgeber ruiniert war, fanden sich andere und finanzierten ihre Karriere als indische Tempeltänzerin.“
„Ich habe diese Frau auf der Bühne gesehen, Leutnant, mehrmals. In den Folies Bergére. Ganz Paris war hingerissen, lag ihr zu Füßen. Kunststück! Sie tanzte fast nackt, exotisch und erotisch zugleich. Mata Hari ist ein malaiischer Name, heißt Auge des Tages, oder wenn Sie wollen, die Sonne. Für manchen Mann ist sie eine kostspielige Sonne geworden. Doch fahren Sie fort.“
„Die Mata Hari ist von ihrem Ehegatten, Monsieur Mac Leod, Capitain der niederländischen Kolonialarmee, geschieden. Geboren ist sie 1880 in Leuwarden, Provinz Friesland, Holland. Mädchenname Margheretha Zelle. Vater Besitzer eines Hutgeschäfts, hat Tochter mit fünfzehn Jahren verheiratet. Das Ehepaar Mac Leod lebte in Borneo, Sumatra, Java. Vermutlich hat sich Madame dort Kenntnisse über Kulturtänze angeeignet. Der Capitain verfiel der Trunksucht, beging üble Exzesse und mußte aus der Armee ausscheiden. Der Aufstieg von Mata Hari ist beispiellos, ihr Aufwand ebenfalls. Woher sie jetzt die Gelder für ihr luxuriöses Leben nimmt, ist nicht feststellbar. Sie muß über immense Finanzquellen verfügen.“
„Danke, Leutnant. Übrigens, was halten Sie von dem Marquis de Montessac?“
„Ich würde ihn überwachen lassen, mon Capitain. Er ist der Freund dieser verdächtigen Person, hat das Vertrauen höchster Stabsoffiziere, diniert mit Ministern, Parlamentariern, soupiert mit Bankiers, Künstlern, Journalisten.“
„Sie meinen, wenn Sie deutscher Nachrichtenoffizier wären, würden Sie ihn kaufen?“
„Falls er käuflich ist, unbedingt“. Der gewissenhafte Leutnant zieht ein Schreiben hervor. „Darf ich ergänzen? Der Marquis beherrscht Russisch, Englisch, Deutsch wie seine französische Muttersprache, ist in allen Großstädten des Kontinents daheim, hat in Bonn studiert und sein ererbtes Vermögen in Monte Carlo durchgebracht. Jetzt in Vittel Fliegeroffizier. Treibt einen Aufwand wie der Baron Rothschild.“
„Ich werde veranlassen, daß Montessac auf einen Verwaltungsposten kommt, wo er keinen Schaden anrichten kann“, sagt la Doux kurz. Er kritzelt eine Notiz auf das Aktenstück.
Als der Leutnant salutiert, um das Zimmer zu verlassen, hält ihn der Hauptmann mit einer Handbewegung zurück. „Ich habe Madame Mata Hari durch die Kriminalpolizei herbestellt, sie muß gleich erscheinen.“ Ein böses Lächeln huscht über sein Gesicht, er kaut an seinem fransigen Bart, den er wie Clemenceau trägt. ▶

„Mata Hari?“ Dem Leutnant verschlägt es die Stimme. Was hatte der Chef vor?
„Ich werde mit ihr Fraktur reden.“



„Ich habe Sie bestellt, Madame.“ Der Hauptmann verletzt jede Form der Höflichkeit, kaum daß er der Besucherin eine Sitzgelegenheit anbietet. Gleich poltert er los, so scharf, wie es die verwöhnte Frau wohl nur in schlimmsten Tagen erlebt hat. „Wir werden Sie ausweisen, Madame. Sie sind allen Alliierten verdächtig. Wir sind überzeugt, daß Sie für Deutschland Spionage betreiben. Wo Sie auftreten, knüpfen Sie Verbindungen an. Als Krankenschwester horchen Sie unsere Offiziere aus. Was zahlt man Ihnen für eine Information?“
Mata Hari funkelt ihn aus zornigen Augen an, bleibt aber sonst völlig gelassen. Nur ihre Hände ballen sich nervös um ein winziges Spitzentuch.
„Mon Kapitain. Sie sind Offizier, behandeln mich aber wie eine...“
„Was wollen Sie, Madame? Die verkauft nur ihren Körper, aber Sie das Leben unserer Soldaten.“ Sie schnellt empor, wendet sich zum Gehen. Für sie ist dieser Offizier ein Flegel.
„Gehen Sie nur, Madame! Sie sind holländische Staatsangehörige. Ich werde Ihre Botschaft von Ihrer Ausweisung verständigen.“
Da geschieht das Unerwartete. Die verwöhnte Frau setzt sich wieder und kramt aus ihrem Handtäschchen einen Zettel heraus.
„Dies ist der Preis, damit ich in Paris bleiben kann. Frankreich ist meine zweite Heimat.“
La Doux greift zu.
„Es sind Positionsmeldungen zweier deutscher U-Boote, die vor der marokkanischen Küste ankern.“
„Madame! Wir werden uns verständigen.“ Noch am gleichen Tage bekommen mehrere Unterseebootzerstörer der französischen Marine einen Funkspruch, laufen mit Kurs Marokko aus. Am Abend sinken zwei deutsche Unterseeboote, die völlig überraschend torpediert werden.
Dem Hauptmann la Doux ist seitdem das Kreuz der Ehrenlegion sicher. Mata Hari erhält eine bedeutende Geldsumme.
Monate vergehen. Capitain la Doux ist seiner neuen Agentin zugetan. Sie bringt von jeder Gastspielreise in neutrale Länder Informationen mit. Jedesmal verkehrt sie mit hohen Militärs, mit Ministern und Abgeordneten. Sie kassiert vom Nachrichtendienst Frankreichs riesige Summen. Doch la Doux wird das quälende Gefühl nicht los, daß sie auch für Deutschland spioniert, sich vermutlich von beiden Seiten bezahlen läßt. Schließlich ist sie Holländerin... was gehen sie diese Welthändel überhaupt an?
„Man muß herausbekommen, ob sie echt ist, Leutnant. Was raten Sie?“
Leutnant Miniere hat bereits einen fertigen Plan. „Sie fährt nach Madrid, gibt dort ein Gastspiel, dann will sie über Holland ins besetzte Belgien, hat mit einer Konzertdirektion in Brüssel abgeschlossen. Machen wir eine Probe, wie im Mittelalter bei den Hexenprozessen. Wir geben ihr Briefe für unsere Agenten mit, die in der deutschen Etappe tätig sind.“

Der Abwehrchef spielt nachdenklich mit seinem Federmesser. „Gut ausgedacht, Leutnant. Findet die deutsche Abwehr diese Briefe, ist Madame geliefert, steht unter allen Umständen an der Wand. Was aber, wenn sie diese heiße Post den Deutschen aushändigt?“

„Dann ... wäre der Beweis erbracht, daß sie für beide Seiten arbeitet.“

„Und den Beweis bezahlen wir mit dem Leben von zuverlässigen Männern. Das schmeckt mir nicht, Leutnant Miniére.“

„Ich bin dafür, solche auszuwählen, denen unsere Korrespondenz nichts mehr schaden kann, die entweder schon füsiliert oder bereits auf gegnerischer Seite sind. Aber wir könnten feststellen, ob Madame, von Spanien kommend, die Briefe noch hat, wenn sie Hollands Boden betritt.“

„Ausgezeichnet, lieber Miniére. Sie haben Ideen.“

Fünf Briefe für fünf französische Agenten ... Sie knistern in der Handtasche, als Madame Mata Hari ihren Abschiedsbesuch macht.

Doch Hauptmann la Doux ist mit diesem Experiment noch nicht zufrieden. Er wählt eine Deutsche aus, die in Lausanne Medizin studierte, dort die Verlobte eines französischen Offiziers wurde. Dieses Mädchen ist jetzt Französin, will eine patriotische Tat vollbringen.

„Ich setze Sie auf ein edles Wild an, Mademoiselle Wittig. Wir wissen, daß in Paris ein deutscher Agent sitzt, der von Fall zu Fall Informationen weiterleitet. Ob die berühmte Mata Hari dieser gesuchte Spion ist? Pirschen Sie sich heran, ich sorge dafür, daß die Künstlerin noch etwas länger in Paris bleibt.“

Die junge Medizinstudentin hat ein intelligentes, schönes Gesicht, sie ist sehr gut gekleidet, hat Manieren. Es besteht alle Aussicht, daß sie das Vertrauen der Mata Hari erwirbt. Als Fräulein Wittig sich von Hauptmann la Doux verabschiedet, sagt sie: „Übrigens, Lausanne ist ein Agentensumpf. Im Hotel ‚Suisse‘ kann man an der Bar jede Sorte Nachrichten kaufen. So sprachen zwei Männer über Truppenbewegungen in den Ardennen und nannten die Chiffre H 21.“ Der Hauptmann schnellt empor. „Das ist genau die, deren Spur wir verfolgen. H 21. Stellen Sie fest, ob die Tänzerin damit zu tun hat. Sparen Sie nicht, jede Auslage wird ersetzt.“

Noch in der Nacht bekommt Madame Mata Hari die Nachricht, daß sie ihre Reise nach Spanien und Holland um sechs Wochen verschieben möge. La Doux befiehlt, und sie muß dieser Anordnung nachkommen.

Sechs Wochen ... Die berühmte Frau bewohnt eine Zimmerflucht im Palace-Hotel. Sie ist nervös, hat Anfälle von Hysterie, macht dem Personal Szenen. Was geschieht, wenn die Verträge verfallen? Die Gastspiele sind termingebunden, Konventionalstrafen drohen. Stundenlang weiß sie nichts anzufangen, starrt sie in den Regen hinaus. Nur die neue Freundin, Hanna Wittig, kann trösten, ist eine prächtige Gefährtin. Seit dem ersten Besuch der Lausanner Studentin ist man vertraut geworden. Mata Hari erzählt von ihrem bunten, abenteuerlichen Leben, von den Tempeln Borneos und Javas, von den Eingeborenenvierteln der Inselstädte. Die Liebeskünste der Javaner haben sie beeindruckt. Die Lehre des Buddhismus hat sie fasziniert. Stockend kommt sie auf ihren ehemaligen Gatten zu sprechen, den Kapitän Mac Leod, der in den Kolonien zum brutalen Vieh herabgesunken ist, das Gehirn von Alkohol zerstört. Sie erzählt von ihrer frühen Mutterschaft. Eine Tochter lebe in England. Einmal lenkt Hanna Wittig das Gespräch auf die beispiellosen Erfolge der Künstlerin in allen Hauptstädten Europas, auf die Bewunderer, Verehrer und Liebhaber. „Sage mir — aber nicht wahr, du wirst mir deshalb nicht gram — hast du deine Liebe stets verschenkt? Es gibt Gerüchte, es gibt böse Zungen, die dich eine Kurtisane nennen ...“

„Glaubst du das etwa auch? Niemals nehme ich Geld von Männern, denen ich gefalle, oder die mir gefallen. Ich will dir etwas verraten. Ich habe Vertrauen zu dir. Ich gebe Militärbehörden Informationen ... Schließlich ist das Leben teuer.“

„Aber ... das ist doch sehr gefährlich. Wir sind im Krieg.“ Übermütiges Lachen der verwöhnten Frau. „Ach, erstens liefere ich den Deutschen nur harmloses Zeug, zweitens habe ich eine Kennziffer, die ist völlig geheim.“

Am kommenden Morgen bereits wird Hauptmann la Doux von Hanna Wittig benachrichtigt, doch zu spät. Mata Hari ist nach Spanien abgereist. Sie sei des Wartens überdrüssig, schreibt sie, die sechs Wochen seien um. Der Telegraf ist schnell. Vom Eintreffen in Madrid an wird die Tänzerin ununterbrochen überwacht, auch kommt Leutnant Miniére, der die Aktion leitet. Es wird festgestellt, daß Mata Hari bei der deutschen Botschaft und anderen deutschen Dienststellen vorspricht. Aus belauschten Telefongesprächen geht hervor, daß es sich um die Gastspiele in Belgien handelt. Dann fährt sie nach Rotterdam, ist bereits dem englischen Secret Service avisiert.

Winterstürme toben über dem Atlantischen Ozean, der Biskaya und dem Ärmelkanal. Eine mondlose Nacht. Die „Hollandia“ schlingert und stampft, Windstärke 10 ist gemeldet, immer wieder fluten eisige Brecher über das Vorderdeck. Durch den Kriegszustand sind alle Leuchtfeuer an der französischen und englischen Küste gelöscht. Der Dampfer fährt hellerleuchtet. Holland ist neutral. Die deutschen Unterseeboote respektieren das, auch ist der uneingeschränkte U-Boot-Krieg noch nicht erklärt.

Kapitän de Groot ist wütend, als gegen Mitternacht ein britisches Torpedoboot heranprescht, das Deck seines Schiffes in gleißendes Scheinwerferlicht taucht und zugleich Stoppsignale gibt. „Was wollen die Kerls auf ihrem verqualmten Eimer? Sehen wir nach einem Blockadebrecher aus? Haben die Brüder Untertassen vor den Augen?“ Trotz des Wellenganges kommt ein Boot längsseits, ein Seeoffizier klettert an Deck, Matrosen folgen.

„Schade, Käpten. Müssen kleine Visitation machen. Kriegsbedingt. Ihr netter Steamer hat Luxuskabine? Da liegt so'ne hübsche Tänzerin in den Heiabettchen. Habe Befehl, daß Missis

Mata Hari auf britischem Kriegsschiff die Reise fortsetzt. Ich weiß, sie ist Holländerin. Aber hier ist der zustimmende Funkspruch Ihres Ministerpräsidenten."

Eine aus dem Schlaf aufgeschreckte Frau steht ein wenig später an Deck des Torpedobootes, schwitzende Matrosen hieven die Koffer an Bord, Mata Hari ist wutblaß, verliert die Beherrschung und beschimpft die Offiziere mit Ausdrücken aus ihrer Zeit im maison d'amour. Doch man behandelt sie vollendet höflich, und ehe der Tag graut, wird sie in Dover an Land gesetzt. Ein Auto mit undurchsichtigen Scheiben bringt die Verdächtige nach London zu Scotland Yard. Stundenlange Verhöre durch den Chef Sir Basil Thompson persönlich.

„Sie spionieren für die Deutschen, Missis. Durch Ihren Verrat sind unsere braven Burschen an der Aisne im Stacheldraht verreckt. Hier, sehen Sie sich die Fotos an. Sie haben den Deutschen den Anmarsch zweier Divisionen gemeldet. Fliegerbomben haben verheerend gewirkt. Gestehen Sie! Sie kommen vor ein britisches Kriegsgericht."

Mata Hari lächelt zuerst überlegen, doch ihr Mund verzerrt sich, als sie die Bilder mit den zerfetzten Leibern sieht. Sie lächelt nicht mehr, als ihr der hohe Beamte mitteilt, daß er sie keinesfalls nach Rotterdam lasse. Er übergebe alles Weitere den französischen Abwehrstellen.

Sie schreit: „Ja, tun Sie das, Sir. Dort weiß man, wer ich bin. Jawohl, ich spioniere, aber nur für Frankreich, das ich liebe."

„Gut, dann macht es Ihnen nichts aus, wenn wir Sie vorerst nach Spanien zurückschicken. Und merken Sie sich, Missis Mata Hari. Sollten Sie gegen Großbritanniens Interessen verstoßen und wir Sie ertappen, dann werden Sie im Tower am Hals aufgehängt, bis Sie tot sind."

Wieder auf einem Schiff, diesmal einem spanischen Passagierdampfer. Mata Hari schläft den tiefen Schlaf der Erschöpfung... vielleicht wurde sie auch durch eine starke Dosis von Schlafmitteln betäubt?

Weiß sie, daß sie überwacht wird? Eine Krankenschwester und ein Steward stehen im Dienste des Secret Service. Beide durchsuchen Kleidung und Gepäck der Betäubten. Jede Naht, jede Falte wird geprüft, jede Kofferwand wird zertrennt und wieder sachgemäß zugenäht. Nichts findet man, das auf Spionage schließen läßt, aber — man findet auch die fünf Briefe nicht, die Mata Hari auftragsgemäß den französischen Agenten im besetzten Belgien übergeben soll.

Für einen der Empfänger ist es ein Schreiben ins Totenreich. Kurz nach dem Eintreffen der Tänzerin in Madrid ist er bei Antwerpen festgenommen und standrechtlich erschossen worden. Die vier anderen Adressaten waren schon vorher in den Dienst der deutschen Abwehr übergetreten, ihnen konnten die Briefe nicht mehr schaden. Für Hauptmann la Doux bestand — nach Eintreffen eines Funkspruchs der englischen Behörden — kein Zweifel mehr, daß Madame die Briefe bei ihrem ersten Besuch in Madrid deutschen Stellen übergeben hatte.

Neuere Forschungen lassen allerdings auch die Vermutung zu, daß sie diese gefährlichen Schreiben bereits in Paris vernichtet hat.

Die Mata Hari kommt im spanischen Hafen Gijon an, fährt nach Madrid weiter. Wieder im Grand Hotel, lebt sie unbekümmert dahin, sucht Amüsements, flirtet mit französischen Marineoffizieren und — wohnt Zimmer neben Zimmer mit dem deutschen Marineattaché, dem Kapitän zur See von Kroon. Aber merkwürdig, ihre Gastspiele sind auf einmal nicht mehr gefragt, sie gerät in Geldnot. Kapitän von Kroon hilft aus der Verlegenheit, einmal, mehrmals, schließlich mit 15 000 Peseten über eine Pariser Bank durch Vermittlung einer Amsterdamer Scheinfirma.

Unbegreifliches Verhalten der deutschen Botschaft, der deutschen Abwehr in Spanien, denn Mata Hari muß, um die Summe zu empfangen, nach Frankreich zurück. Ihr folgt wie ein Schatten der gewissenhafte Miniére. Die Anweisung an die Pariser Bank wird aufgefangen. Nun schlägt Hauptmann la Doux zu. Man zahlt nicht und nirgends solche Summen ohne Gegenleistung... Mata Hari muß die gesuchte Spionin H 21 sein! Am Morgen des 18. Februar 1917 wird die Verhaftung vorgenommen. Ihr Verteidiger, der geschickte Anwalt Dr. Clunot, ist von ihrem Freund, dem Marquis de Montessac, bestellt worden... dem Marquis de Montessac, der ohne Mata Haris Wissen selbst für Deutschland spionierte, und von dem die staunende Mitwelt genau zehn Jahre später erfährt, daß er ein gefährlicher Hoteldieb und Betrüger gewesen ist... Und elf Jahre danach erschießt sich in Paris die gefeierte Filmschauspielerin Claude France, die mit dem Mädchennamen Hanna Wittig hieß, aus Reue über den Verrat, den sie an Mata Hari beging.

Am 24. und 25. Juli findet vor dem dritten Kriegsgericht der Prozeß gegen Agentin H 21 statt. Zwölf Offiziere sind die Richter. Keine Zeugen. Nur Agentenberichte und vertrauliche Aussagen. Frankreich hat in diesem Sommer nur Mißerfolge, an der Front gibt es Meutereien, Desertionen, Massenerschießungen. Der Generalstab braucht eine Erklärung: Verrat! Wir verlieren, weil wir verraten wurden!

Mata Hari geht mutig und selbstbewußt in den Saal. Ahnt sie, was ihr droht? Sie verweist auf die Dienste, die sie Frankreich geleistet hat. Ja, sie habe von Leitern deutscher Nachrichtendienste Geld bekommen, aber doch für Liebesstunden... Und woher wußte sie den Standort deutscher U-Boote? Wo waren die fünf Briefe?

Auch der Verteidiger weiß keine Antwort.

Neue Forschung will festgestellt haben, daß tatsächlich der Marineattaché von Kroon den Namen der Mata Hari auf der Agentenliste führte und ihr hohe Summen auszahlen ließ, aber nur, um sein Liebesabenteuer dadurch zu finanzieren und zu vertuschen. Das Todesurteil wird ausgesprochen, die Begnadigung durch den Präsidenten der Republik Poincaré verworfen.

Am Morgen des 15. Oktober 1917 geht die so berühmte und gehaßte Frau an den Pfahl. Von allen Schüssen des Exekutionskommandos trifft nur einer ihr Herz.

AR-Korrespondent Oberst A. F. MALKOW und Bildreporter K. KULITSCHENKO, Moskau, berichten über die

Soldaten mit dem goldenen Anker

Marineinfanterie – das Lexikon bezeichnet sie als Infanterie-Einheiten, die den Seestreitkräften angehören. Sie werden meist auf Kriegsschiffen transportiert und sind für Seelandeoperationen sowie zur Küstenverteidigung bestimmt.

Die Marineinfanterie mit den beiden kyrillischen Buchstaben БФ (Baltische Rotbanner-Flotte) auf den Schulterstücken und dem goldenen Anker am linken Arm ist mehr. Sie ist die Garde der Seekriegsflotte, eine Elitetruppe mit großen Traditionen, sie ist Marineinfanterie neuer Art. Die breitschultrigen Burschen in der schwarzen Uniform ihrer Waffengattung haben das Erbe ihrer Väter angetreten; jener 50 000 Marinesoldaten, die in der schwersten Zeit des Krieges, 1941, bei Kertsch und Feodossia, nur mit Handfeuerwaffen ausgerüstet,

Die erste Staffel landet an. Sergeant S. Daraschka weist dem MG-Schützen, Matrosen Woltjul, Ziele zu.





Gardematrose A. Kunelis, Komsomolze und Bester, ein Marineinfanterist unserer Zeit, erzogen, seine sozialistische Heimat zu lieben und jedem Aggressor mit Härte zu begegnen.



Der Achtrad-SPW hängt noch halb im Wasser, da springen die Matrosen schon über die Bordwände. Minuten entscheiden über das gesicherte Anlanden der Hauptkräfte, die wenig später folgen.

heldenhaft den Kampf aufnahmen. Ihre Vorbilder sind die Helden Feltschenko, Parschin und Odinzow, die mit ihrem Granatwerfer gegen eine Übermacht an feindlichen Panzern kämpften und sich selbst mit am Koppel befestigten Granaten unter die Ketten warfen.
Bei Sewastopol und Odessa, an den Ufern der Wolga sowie vor Moskau und Leningrad standen die „schwarzen Teufel" am Feind. Wenn sie zum Angriff antraten, hieß es, der „schwarze Tod" kommt. Sie erkämpften mit ihrem Blut das Gardeabzeichen, das ihre Söhne heute voller Stolz tragen.
Nach dem Kriege war die sowjetische Marineinfanterie aufgelöst worden. Erst seit einiger Zeit ist sie wieder neu erstanden – neu im weitesten Sinne des Wortes, mit neuen Uniformen, mit neuen Waffen.
Ihre Ausrüstung besteht aus den gleichen Waffen und Geräten wie sie die mot. Schützeneinheiten der Sowjetarmee haben, Panzer vom Typ T 54, schwimmfähige SPW – in der Masse Achtradfahrzeuge – Granatwerfer, Panzerabwehrgeschütze und natürlich die „Kalaschnikow"-Schützenwaffen. Viele Kommandeure sind erfahrene Marineinfanteristen aus den Tagen des Großen Vaterländischen Krieges. Unzählige von ihnen, wie beispielsweise Kapitän Stolewitsch, von dessen Einheit diese Fotos stammen, wurden im Kampf Offizier. Jetzt verbindet sich ihre reife Erfahrung mit dem jugendlichen Eifer der Soldaten.
So ist es nicht verwunderlich, wenn bei den Übungen nur hervorragende Ergebnisse erzielt werden. Und alle Manöver finden unter realen Kampfbedingungen statt, d. h. Anlanden bei stürmischer See, Handlungen unter Kernwaffenschlägen sowie anderer Faktoren des modernen Krieges. Als diese Aufnahmen entstanden, waren die Männer der Einheit von Kapitän Stolewitsch vor eine harte Prüfung gestellt worden. Sie stießen nach dem Anlanden auf einen sich zäh verteidigenden „Gegner". Noch vom Schwimmwagen aus mußten schon die Granatwerfer ihr Wort sprechen. Die Granatwerfergruppe des Gardesergeanten Ptaschkin war nicht aus der Ruhe zu bringen. Sie deckte den „Gegner" ein und führte an Land sofort das Feuer weiter, treffsicher und wirkungsvoll. Noch ehe der „Gegner" einen Gegenstoß führen konnte, war das Gros angelandet. Die Marineinfanteristen hatten den goldenen Anker geworfen – und wo der sich festhakt, da ist für den Feind kein Platz.



FAKTEN über die Marineinfanterie

Bekannt ist, daß die Karthager 311 v. u. Z. mit mehreren tausend Mann auf Sizilien und die Römer 257 v. u. Z. in Nordafrika landeten. In beiden Fällen wurden kleine Boote benutzt.

Landungsboote soll es schon im 17. Jahrhundert gegeben haben.

Die erste Marineinfanterie-Einheit stellte England 1664 für seine kolonialistischen Zwecke auf. Die nächsten Länder waren Rußland (1704) und die USA (1775). Die amerikanischen angeblich unbezwingbaren „Ledernacken“ sind 1950 in Korea tüchtig verdroschen worden, jetzt provozieren sie in Vietnam.

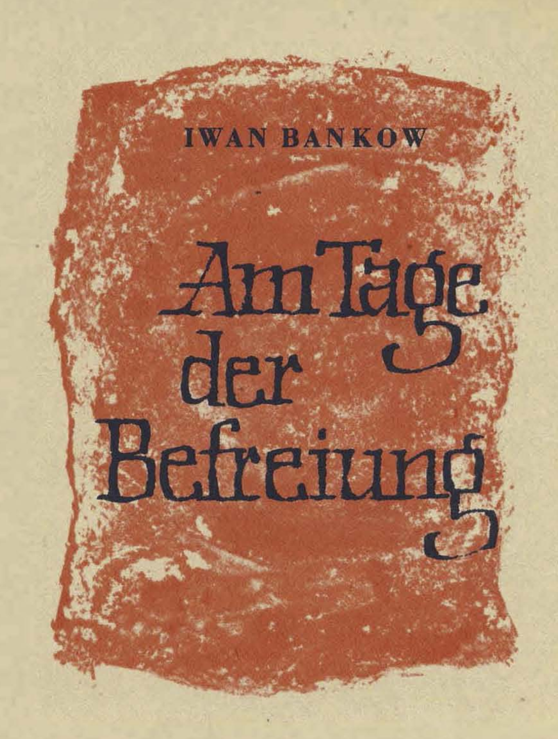
Im Russisch-Japanischen Kriege (1904/1905) fand eine Seelandeoperation statt. Im ersten Weltkrieg waren es bereits drei. Die größten Unternehmen dieser Art im zweiten Weltkrieg waren die faschistische Okkupation Norwegens (1940), die Landung der Amerikaner auf Sizilien (1943) und in Nordfrankreich (1944) sowie die Operationen der Amerikaner im pazifischen Raum.



Die Granatwerfer nehmen Stellungen des „Gegners“ hinter Deckungen unter Feuer. Schon vom schwimmenden Fahrzeug aus haben sie den Kampf geführt, trotz Wellengang und Schaukelei.



Befehlsübermittlung und Meldungsempfang während des weiteren Vorgehens. Die ersten Lageberichte über den erfolgreichen Vormarsch treffen ein.



Es schien mir, als gäbe es an diesem Tage in der ganzen Welt keine unglücklichen Menschen, und die glücklichsten waren natürlich wir, die Soldaten.

Tag des Sieges! Im Monat Mai wird die Natur früh wach. Im Garten sangen schon die schwarzen Stare und andere Vögel ihre Lieder.

Wir haben den Tag um vier Uhr willkommen geheißen. An diesem hellen Maimorgen konnte ich nicht schlafen. Als auf den Straßen der kleinen deutschen Stadt die wilde Schießerei spontan begann, glaubte ich noch nicht an das Glück. Nach vier Jahren des Lebens im Schützengraben, in Unterständen, im Angesicht des Todes verhält man sich mißtrauisch gegenüber dem Glück. Das Herz war vor Freude und Schmerz beklommen. Und wenn das noch nicht alles ist? Und du wirst noch an diesem letzten Kriegstag sterben?

Seitdem wir die Oder überschritten hatten, war schon Frühling in meiner Brust. Als auf der Straße die Schüsse fielen, dachte ich in meinem Seeleninneren, daß es mir nur so scheint: viel zu schwer war der Weg zu diesem Tage, als daß man so einfach glauben konnte. Die Schüsse wiederholten sich. Es wurde aus Maschinenpistolen, Gewehren, Maschinengewehren geschossen. Am Stadtrand donnerte wie zum letzten Male im Leben ein Geschütz.

Im Kriege denkt man zunächst, um die bittere Enttäuschung zu meiden, an das Schlimmste. Vielleicht hat Hitler die neue Waffe, oder er hat sich einen neuen Kriegstrick ausgedacht. Als ich die Schießerei hörte, ging ich hinaus. Die Straße war menschenleer. Um die Aufmerksamkeit der Streife auf mich zu lenken und um zu erfahren, was eigentlich los sei, hatte ich meine Maschinenpistole gegen den Himmel gerichtet und das ganze Magazin verschossen. Mich wunderte sehr, daß auf meine Schießerei nicht nur keine Streife kam, sondern auch sonst niemand etwas von sich hören ließ. Ich schoß die zweite Salve gen Himmel. Jetzt erst bemerkte ich, daß neben mir Starschina Kwaschnin mit seinem weißen Schnurrbart stand. Er fragte:

„Hast du noch mehr Patronen da?"

Gewohnheitsgemäß wurde mir bange: ich hatte keine Patronen mehr.

„Genosse Starschina", begann ich mich zu rechtfertigen.

Der Starschina aber faßte mich mit seinen kräftigen Armen und sagte mit gepreßter Stimme: „Sieg! Dummerjan, du. Sieg! Sieg!"

Vier Jahre lang haben wir auf diesen heißersehnten Tag gewartet. Unser Weg führte über die Gräber der friedlichen Menschen des Dongebietes, über die bis zum Rand mit Leichen von unschuldigen ukrainischen halbwüchsigen Jungen und Mädchen gefüllten Gräber. Wir gingen an den Leichenverbrennungsöfen von Maidanek vorbei. Wir gingen gen Westen, die Gräber unserer Brüder und Freunde hinter uns zurücklassend. Das alles haben wir um des Sieges willen getan. Nun ist dieser Tag angebrochen, wo der Bauer vom Ural Kwaschnin mit dem weißen Schnurrbart „Sieg!" ruft; ich möchte auch weinen.

Den Sieg haben wir später, um 12 Uhr, gefeiert, als alle unsere Soldaten von ihrem Posten zurückkamen. Wir suchten eine kleine Wiese am Rande eines Obstgartens aus und setzten uns lärmend hin. Zunächst holten wir unsere grauen, schäbigen Aluminiumkrüge heraus, um sie mit dem wie eine Träne klaren Selbstgebrannten zu füllen. Diesen Sprit haben wir durch Polen und Deutschland mitgetragen und haben den Kanister nie angerührt. Wir haben uns gegenseitig das Wort gegeben, ihn nur am Tage des Sieges zu trinken. Darauf hat der Soldat Babkin bestanden. Babkin haben wir beim Forcieren der Oder verloren, seinen Willen aber erfüllt.

Schön sind die Kletterrosen in Deutschland. Sie umflechten die Mauern der Häuser und blühen straußweise. Bis zum Tage des Sieges haben wir nicht bemerkt, daß die Rosen in Deutschland schön sind und daß die Deutschen ein fleißiges Volk sind. Wir waren in den Gebieten der Feinde und hatten nur deren Fehler gesehen. Wir waren sehr erstaunt, als auf die Wiese, auf der wir den Sieg feiern wollten, deutsche Kinder kamen. Man möchte rufen: „Schaut, schaut, sie haben auch Kinder." Früher ist es uns gar nicht in den Sinn gekommen, darüber nachzudenken.

Was dann geschah, hat mit den Kindern angefangen. Als wir uns auf die grüne Wiese gesetzt hatten und unsere Aluminiumtöpfe bereit hielten, stellte Kwaschnin seinen Krug auf das ausgebreitete Zelt und befahl: „Die Gewehre vom Baum herunternehmen!" Er sah schon nicht mehr wie ein braver Soldat einer Gardeeinheit aus. In seiner Stimme war etwas „Nichtmilitärisches", Bäuerliches erwacht, und

Erich Köhler

Das Gesicht des Soldaten

Mein Bruder, der Melker,
ist jetzt Volksarmist.
Er hält besonnen Wache.
Mein Vater, welcher gefallen ist
für eine schmutzige Sache,
blickt aus seinem Gesicht,
Sohnes Gesicht,
mit jungen Augen, die sagen:
Wache für mich!

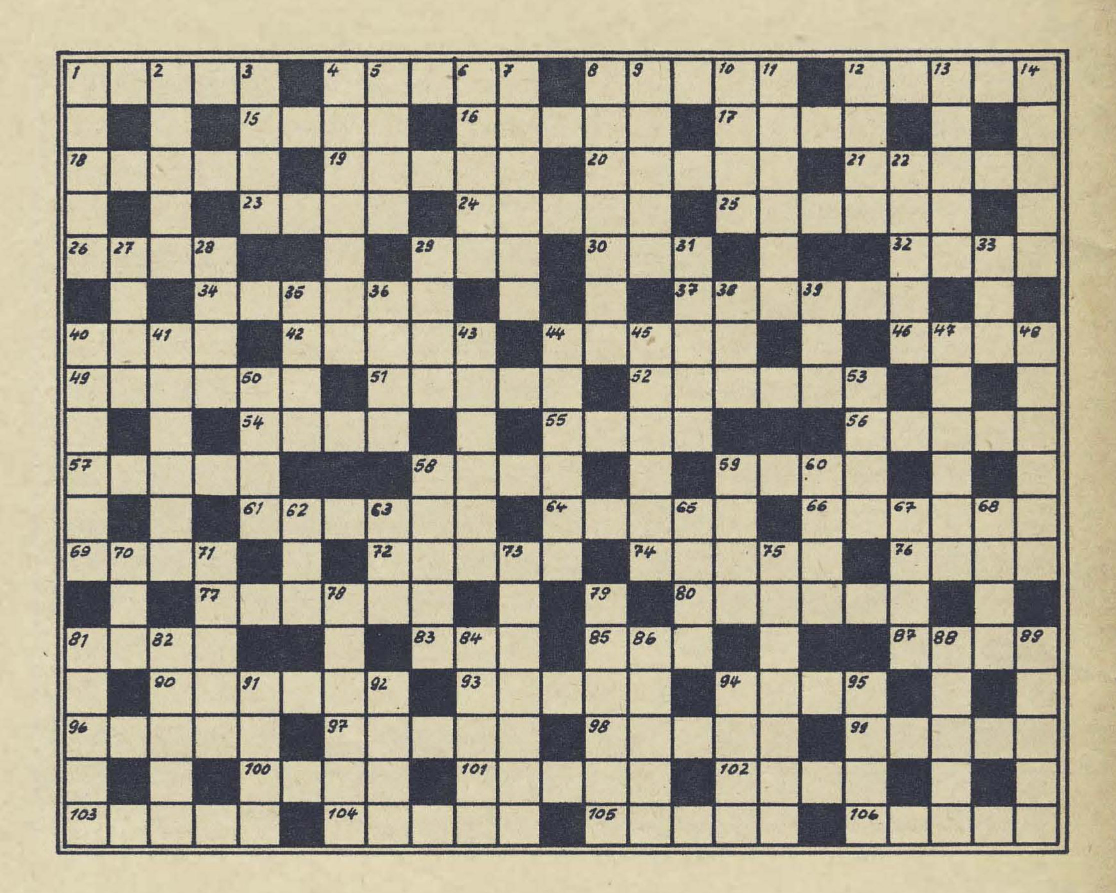
Meine Mutter scheint älter,
als sie wirklich ist.
Sie geht – mit Fleiß – jede Woche
am Tor vorbei, wo er Wache steht,
lugt nach seinem Gesicht,
Sohnes Gesicht,
nach den jungen Augen, die sagen:
Ich wache für dich.

Und ich weiß als Poet,
der alles sieht:
Sie denkt an den Mann,
der nicht wiederkam,
lugt in sein Gesicht,
Sohnes Gesicht,
wo die Augen sagen:
Mutter, sorge dich nicht.

Und ich, der Poet, kenn den General,
auf dessen Befehl unser Vater fiel.
Er tauscht im Bonner Arsenal
Nazi- gegen NATO-Rock
und trägt ansonsten gerne Zivil.
Doch er kennt das Gesicht
des Soldaten nicht,
dessen junge Augen sagen:
Uns bezwingt er nicht!

nicht nur in seiner Stimme, sondern auch in seinen müden, grauen und tiefsinnigen Augen. Mehr hat er nicht gesagt, wir aber verstanden mit einem Mal, daß der blühende Baum, an welchem unsere Waffen hingen, keine Schuld hat. Und für uns war es eine Entdeckung, daß auch die Deutschen Kinder haben.
Nachdem wir die Waffen vom Baum genommen hatten, atmeten wir frei und fühlten uns gewissermaßen ehrlicher.
Kleine Kinder sind in allen Ländern der Welt die gleichen. Überall sind sie ungeniert und neugierig. Kaum hatten wir uns gesetzt, umzingelte uns eine ganze Schar.
Die Kinder schauten die vor uns liegenden Speisen gierig an. Und uns schien, als seien wir vor diesen kleinen hungrigen Menschen nicht im Recht. Wir waren hartnäckig und schauten nicht in ihre Gesichter. Aber als der Uralbauer das Brot in Scheiben zu schneiden begann, hörten wir die erstaunte Stimme eines Kleinen: „Brot!"
Wir drehten uns unwillkürlich um und sahen einen schmutzigen Dreikäsehoch mit hellblauen Augen. Erst jetzt verstand ich den Sinn, so daß mir das Essen im Halse steckenblieb.
Alle ließen wie auf Kommando ihre Töpfe herunter, und unser schnurrbärtiger Starschina schnitt, seinen Blick vor uns versteckend, einen Brotranft ab und reichte ihn dem Dreikäsehoch.
„Hier nimm du Kleiner!" Und als ob er sich rechtfertigen wollte, sagte er zu uns: „Solche wie diesen habe ich bei mir das ganze Haus voll." Dann atmete er tief auf und verteilte das Brot unter die anderen Kinder. In der Zwischenzeit lief der Kleine, der als erster das Brot bekommen hatte, mit einer Hand das Höschen und mit der anderen das Brot haltend, nach Hause und schrie:
„Mutter, Mutter, das Brot!"
Auf das Geschrei des Kindes kam aus dem Hause eine junge, abgezehrte Frau. Sie hat sich nicht bedankt, aber bei jedem von uns hat sich für das ganze Leben ihr Blick und ihre Träne eingeprägt.





KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Atomforschungszentrum in der Sowjetunion, 4. Führer der deutschen Arbeiterbewegung, 8. deutscher Schriftsteller, Wortführer der deutschen Einheit (1769 bis 1860), 12. Antriebsmaschine, 15. Fahrtrichtung, 16. Stadt in Nordfrankreich, 17. Staat der USA, 18. Atmungsorgan der Fische, 19. Teil der Philosophie, 20. Teil des Rhein. Schiefergebirges, 21. Herbstblume, 23. neunter Ton der Tonleiter, 24. Spannungszustand der Muskeln, 25. ältester Gelehrter eines Faches, 26. Milchfett, 29. dem Wind abgewandte Seite, 30. span. Küstenfluß, 32. Knocheninneres, 34. Maßeinheit der elektr. Stromstärke, 37. Titel von Beethovens 3. Sinfonie, 40. Hochfläche zw. Schwarzwald und Schwäb. Alb, 42. Autor des Romans „Links, wo das Herz ist", 44. sowj. Kurort am Schwarzen Meer, 46. Roman von Zola, 49. Lamaart der Anden, 51. rumän. Hochspringerin, 52. Land in Nordafrika, 54. Name mehrerer Flüsse in England, 55. Fettort, 56. Ansagerin des Deutschen Fernsehfunks, 57. Wurfgerät, 58. Stadt in Luxemburg, 59. niedere Pflanze, 61. Uferpflanze, 64. Kaffeesorte, 66. Autor des Films „Der Reserveheld", 69. Titelheld eines Romans von Dieter Noll, 72. türk. Rechtsgelehrter, 74. Stadt in Frankreich, 76. mongol. Viehzüchter, 77. Wagenschuppen, 80. Insel im Europ. Nordmeer, 81. Stadt in Italien (Adria), 83. Hinweis, 85. Stadt in Jugoslawien, 87. ethischer Begriff, 90. Handballspieler des ASK Vorwärts Berlin, 93. Baustoff, 94. psych. Versuch, 96. Pflanzenwelt eines bestimmten Gebietes, 97. Steuervorrichtung, 98. alte Münze, 99. norweg. Dramatiker, 100. Metallstift, 101. größter Strom Westafrikas, 102. Voranschlag, 103. Musikhalle, 104. Ankerplatz, 105. Stadt in der ČSSR, 106. Malerfarbe.

Senkrecht: 1. westafrik. Hafenstadt, 2. dünne Metallplatte, 3. Stadt im Bezirk Halle, 4. Alpenpaß, 5. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 6. Auslese, 7. alkohol. Getränk, 8. Inselkette, im nördl. Stillen Ozean, 9. Urlaubsfreude, 10. franz. Friedenskämpferin, 11. Stadt in Spanien, 12. Dienstgrad, 13. Teil der Karpaten, 14. Ostseebad, 22. chem. Kampfstoff, 27. See im sowj. Mittelasien, 28. Steppentier Mittel- und Südamerikas, 29. Strom in Sibirien, 31. russ. Maler (1844—1930), 33. nord. Haustier, 35. Hühnervogel, 36. Vogel, 38. jugosl. Insel, 39. Europäer, 40. Raubfisch, 41. Aufruf, 43. Gruppe mit gemeinsamen Merkmalen, 44. Atemnot, 45. nordamerik. Halbinsel, 47. Name des Storches, 48. Name des „Roten Admirals" beim Kieler Matrosenaufstand, 50. schwimmfähige Baumrinde, 53. Aufenthaltsort von Tieren, 58. schweizer Mathematiker, 59. Planet, 60. Gebirge in Griechenland, 62. Bergweide, 63. Fruchtbrei, 65. malaiischer Dolch, 67. Getreideunkraut, 68. fadenförmiges Hornbild der Oberhaut, 70. Nebenfluß der Wolga, 71. Geburtsort von Karl Marx, 73. Stoff im Unterschied zur Energie, 75. Provinz in Westkanada, 78. Ureinwohner Spaniens, 79. Maß-

einheit der Geschwindigkeit eines Schiffes, 81. Sänger komischer Rollen, 82. Fluß in Südfrankreich, 84. Teil des Tages, 86. See in Finnland, 88. tschech. Volksschriftsteller, 89. Sportboot, 91. Ausschluß aus einer Gemeinschaft, 92. altes Längenmaß, 94. Destillationsprodukt der Kohle, 95. jugoslawischer Staatsmann.

FULLRÄTSEL

1. schwimmender Tragteil beweglicher Brücken, 2. Nachbildung der Erde, 3. Verteidigungsanlage, 4. Verteidigungsminister der ČSSR, 5. roher rechteckiger Stahlblock, 6. Klassiker der nat.-russ. Musik.

Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale einen neuartigen Treibstoff. Zur Verwendung kommen die Buchstaben: aaa bbb ee ggg i kk lll mmm nnnn oooo p rr ss t u y

1					
2					
3					
4					
5					
6					

SILBENRÄTSEL

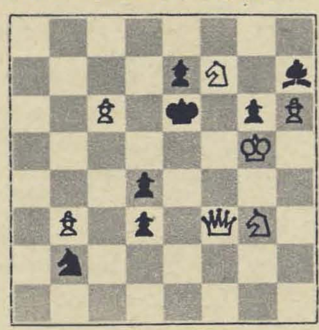
Aus den Silben a — ab — chal — del — di — do — dril — e — ef — ein — ein — elf — er — fek — furt — gi — heit — hel — jew — kap — kos — la — le — lei — ling — ling — lot — me — na — nan — op — pa — pe — pe — pe — pietsch — pos — reich — ro — se — ski — ski — sow — spy — tap — te — ten — ter — ter — tor — trom — tscha — tung — wis — zel — zug sind 21 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben den Namen der polnischen Flottenhochschule.

1. Bauplatz für Schiffe, 2. Kennzeichen der Dienstgrade und Waffengattungen, 3. Schiffsführer, 4. Jagdgewehr, 5. Formation mit fester Gliederung, 6. südlichster Teil Afrikas, 7. Zielvorrichtung, 8. zweckmäßigste Form der Truppenführung, 9. Führer der revol. Matrosen 1917, 10. Fluß in der VR Polen, 11. Strafstoß beim Fußballspiel, 12. Verteidigungsminister der VR Polen, 13. Seekriegswaffe, 14. Bezirkshauptstadt der DDR, 15. hervorrag. Heerführer des zweiten Weltkrieges, 1949/56 Marschall von Polen und Minister f. nat. Verteidigung, 16. poln. Messestadt, 17. Sportvereinigung in der VR Polen, 18. Teil der Pistole, 19. sowj. Volksheld, Partisan, 20. Blasinstrument, 21. rückwärtiges Gebiet der Truppen.

VERKAPSELTES

Industriereform — Mokassin — Justiz — Trompete — Filiale — Lysander — Gratulant — Batterie — Brigade — Memorandum — Epaulette — Holzhammer — Zypernproblem. In jedem dieser Wörter ist der Name einer Stadt oder eines Flusses enthalten. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen geograph. Begriffe ergeben den Namen einer berühmten Motorsportveranstaltung, die alljährlich auf der englischen Insel Man stattfindet.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 4/1965

SILBENKREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Bandera, 3. Litewka, 5. Degeyter, 7. Gera, 9. Raster, 10. Kegel, 11. Nepal, 12. Tete, 14. Lore, 16. Mineral, 18. Fontane, 19. Legion. Senkrecht: 1. Bandage, 2. Rade, 3. Liter, 4. Kanister, 6. Geyer, 8. Rakete, 9. Rapallo, 12. Telefon, 13. Tonne, 15. Region, 16. Mine, 17. Rolle.

RÄTSELLEISTE: 1—2 Patras, 3—4 Metrik, 5—6 Flanke, 7—8 Orange, 9—10 Assisi, 11—12 Kasino, 13—14 Kastor, 15—16 Westen, 17—18 Florin, 19—20 Anorak. — Transistor.

FLIESENSILBENRÄTSEL: 1. Madagaskar, 2. Kartometer, 3. Meridian, 4. Panorama, 5. Terrarium, 6. Diarium.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Bowle, 4. Popow, 7. Doge, 10. Kubus, 13. Hel, 14. Iris, 15. Mir, 16. Unger, 17. Arles, 20. Elas, 22. April, 24. Else, 26. Slalom, 27. Alai, 28. Eder, 31. Ithaka, 32. Bor, 34. Kuba, 36. Lerida, 38. Arrak, 40. Man, 41. Najaden, 45. Tag, 46. Spalier, 48. Mobile, 50. Akrobat, 53. Ohm, 55. Reimann, 56. nie, 58. Armee, 60. Aragon, 63. Inka, 65. Gas, 67. Strahl, 70. Lena, 71. Asow, 73. Steppe, 75. Gala, 77. Ihrer, 78. Reis, 79. Irian, 81. Draht, 82. Aho, 83. Tick, 84. Oka, 85. Egeln, 86. Moor, 87. Alibi, 88. Mader.
Senkrecht: 1. Brumel, 2. Wagner, 3. Ehre, 4. Plast, 5. Pol, 6. Wisla, 7. Diele, 8. Oslo, 9. Ems, 10. Krahl, 11. Barium, 12. Sultan, 18. Reh, 19. Eskudo, 21. Ambra, 23. Pak, 25. Liane, 27. Ara, 29. Delphin, 30. Rial, 33. Organ, 35. Balaton, 37. Knie, 38. Atem, 39. Kur, 42. Aroma, 43. Amme, 44. Ebro, 47. Ida, 49. Lister, 51. Knall, 52. Opal, 54. Hesse, 56. Ninive, 57. Ekarte, 59. RGW, 61. Gepard, 62. Natter, 64. Ase, 66. Wesir, 67. Spika, 68. Aga, 69. Hanoi, 72. Oran, 74. Tito, 76. Adam, 78. Rom, 80. Ili.

SILBENRÄTSEL: 1. Coubertin, 2. Isobare, 3. Turnier, 4. Irtisch, 5. Uhlig, 6. Stopper, 7. Amplitude, 8. Lomsky, 9. Togliatti, 10. Ikarus, 11. Unger, 12. Sprinter, 13. Fucik, 14. Optimismus, 15. Relais, 16. Taktik, 17. Iswestija, 18. Ungarn, 19. Steher.
„Citius — altius — fortius".

SCHACH: 1. La61 droht 2. Dc4+ 3. Df4 matt und führt zu den prächtigen Varianten 1. . . . Sd6 2. Dc5+, 1. . . . Ld6 2. Sg41 und 1 . . . Ke3 2. Sg4 Kf3 3. D:cb matt.

Zum Internationalen Kindertag veröffentlichen wir einen Aufsatz von Andreas Keller aus der Klasse 9b der Leipziger Schiller-Oberschule sowie die Aquarellarbeiten: „Pioniertreffen", Kollektivarbeit von Schülern der Oberschule II in Ölsnitz und „Unser Freund" von Heidi Kuhne aus der Klasse 7 der Oberschule Zschornewitz.

Ich möchte das aufschreiben, was mich bewegt, wenn ich an unsere Republik denke. Es soll nichts Umfassendes – nicht etwa die 15jährige Entwicklung unseres Staates sein – denn dafür gibt es klügere und berufenere Menschen als mich. Meine Betrachtungen sollen sich mit dem befassen, was „am Rande" liegt. Wenn meine Sätze auch nur einer außer mir liest und dabei denkt, das ist wirklich so, dann habe ich meinen winzigen Beitrag erfüllt.

Meine Mutter hat unter ihren Briefen und Andenken eine alte Lebensmittelkarte liegen. Als ich sie nach dieser einmal befragte, erzählte sie mir, wie es hier bei uns in der damaligen sowjetischen Besatzungszone aussah. Die Tagesrationen, die auf der Karte ausgeschrieben waren, sprechen schon selbst Bände. Oder könnte sich heute jemand vorstellen, daß er pro Tag nur 7 g Fett, 15 g Fleisch verspeisen dürfte? Nein, heute ist man unzufrieden, wenn es zwar alles gibt, aber gerade keine Tauben und man doch solchen Appetit eben auf Tauben hätte. Brot gab es damals 200 g pro Tag. Deshalb ist wohl auch meine sonst so friedliche Mutter so aufgebracht, wenn sie weggeworfene Brötchen oder Brotstücke sieht. Und ich muß hierbei bemerken, in den Schulpapierkörben findet man laufend weggeworfene Frühstücksbrote. Hand aufs Herz, dieses abzuändern bedarf es wirklich keiner Heldentat.

Von der Lebensmittelkarte bis zu unseren heutigen warenangefüllten Selbstbedienungsläden, das ist der Weg unserer Republik.

Ich weiß noch ganz genau, daß ich als kleiner Junge sehr gern hinter unserem Hof auf den Trümmern spielte. Um unser Haus herum gab es



überall riesige Trümmerhaufen, auf denen bereits kleine Bäumchen wuchsen und die im Sommer ganz gelb von blühender Goldrute waren. Als man die Trümmer wegräumte, war ich sogar ein wenig traurig, denn nirgendwo konnte man so herrlich Indianer und Verstecken spielen wie dort. Heute stehen auf dieser Stelle neue helle Wohnhäuser, und es wohnen fast nur junge Familien darin. Auf dem Spielplatz am Haus spielen viele hübsche kleine Kinder.

Dieser Weg von den trostlosen, riesigen Trümmerfeldern bis zu den hübschen Wohnhäusern, den Bauten um den Leipziger Markt, der Oper, der neuen Post, das ist der Weg unserer Republik.

Ein Erlebnis möchte ich hier noch beschreiben, welches mich zutiefst ergriff. In den vergangenen Ferien machte ich mit meinen Eltern und Geschwistern eine Reise durch die Volksrepublik Polen. An einem späten Sonnabendnachmittag streikte plötzlich unser Wagen. Wir waren sehr betrübt, denn am nächsten Tag wurden wir 150 km weiter bei Freunden erwartet. Verzweifelt suchten wir nach einer Autoreparaturwerkstätte. Man zeigte uns einige umliegende Werkstätten. Jedoch es waren bereits alle geschlossen. Endlich, am Rande der Stadt, fanden wir eine Werkstatt, in der noch Licht brannte. Jedoch die drei Autoschlosser waren bereits gewaschen und ausgehfertig angezogen. Man merkte, sie hatten gar keine Lust, nochmals mit der Arbeit zu beginnen. Mißmutig gingen sie um den Wagen herum und entdeckten dabei das „D“ hinten am Nummernschild. „Woher seid ihr?“ fragte uns einer. Ich fühlte, wie ich rot wurde. Es war mir peinlich, daß ich Deutscher bin, denn gerade die Polen haben so viel Schreckliches durch die Deutschen erlitten. „Wir sind Deutsche, antwortete mein Vater. „Ja, das wissen wir, aber woher?“ — wollten sie wissen. Als sie hörten, wir wären aus der DDR, hellten sich ihre Mienen auf, sie schüttelten uns die Hände und sagten: „Wy przyjaciele!“ (Ihr seid Freunde!).

Der Schaden am Wagen war bald behoben. Dabei lernten wir drei weitere prachtvolle polnische Menschen kennen, die ganz genau zwischen dem Weststaat und der DDR unterscheiden, weil sie wie wir im Frieden leben wollen.

Übrigens, sie wollten keine Bezahlung von uns annehmen und winkten uns lange nach, als wir weiterfuhren.

Für diese Herzlichkeit, die uns auf jedem Schritt in der Volksrepublik Polen entgegengebracht wurde, möchte ich unserer Republik danken. Denn diese Freundschaft der Nachbarvölker ist allein der Erfolg der konsequenten Friedenspolitik der DDR.

Nachbemerkung der Redaktion:

Vor einiger Zeit wurden in Celle Zeichnungen westdeutscher Jugendlicher ausgestellt. Henning Müller, 18 Jahre, Gewerbeschüler, zeichnete ein geteiltes Deutschland, wie man es ihm dargestellt hat: Im Westen mit einem sich erholenden Jugendlichen im Grase, ein Kofferradio neben sich — im Osten mit einem undefinierbaren Soldaten, ein überlebensgroßes Gewehr in der Hand; die Grenzen aber einschließlich großer Teile Polens und der Sowjetunion. Darunter den Text: „Gehören zusammen!“ Inzwischen dürfte Henning Müller Soldat der Bundeswehr geworden sein!





HEFT 5
MAI 1965
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: 1018 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrawitsch Karalkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfözö, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1018 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 15. März 1965

Fotos: Gebauer (15) Titel, Rücktitel, S. 30, 31 32, 33, 34, 41, 42, 43, 89; Barkowsky (1) S. 3; Schwarz (1) S. 8; Zentralbild (11) S. 24, 26, 27, 28, 29, 54, 56, 57; Reuel (1) S. 35; John (1) S. 36; Archiv (19) S. 37, 60, 62, 63, 64, 65, 74, 75; Balinski (5) S. 47, 48, 49; Deutscher Fernsehfunk (1) S. 49; Progress (1) S. 50; Weiß (1) S. 52; „Bulgarski woin" (1) S. 61; TASS (1) S. 62; Militärbilddienst (2) S. 64, 75; Ziebarth (1) S. 71; Kulitschenko (5) S. 83, 84, 86.

TITELBILD: Schwimmfähiger Schützenpanzerwagen der NVA beim Angriff

STAR-Palette

Als beim DDR-Ausscheid der Jungen Talente 1960 in Leipzig eine aufgeregte Schlagersängerin beim Abgang ein Notenpult umwarf, zurückkam und das Requisit wieder aufstellte, mag man in der Jury gelächelt haben. Chris Doerk jedenfalls war weniger zum Lächeln zumute; damals sang sie „Damals", und heute weiß sie mit Humor von ihrem Lampenfieber damals zu erzählen. Heute – das ist für sie das Tanzorchester des Erich-Weinert-Ensembles, ein Ausbildungsvertrag und dankbare Aufgaben im Programm des Orchesters.
„Ich hab' nichts gegen Liebe und Mondschein!", versichert sie in einem ihrer Titel. Daß sie im übrigen durchaus nichts gegen Soldaten hat, bewies die junge Gebrauchswerberin bereits, als sie noch in Großenhain Schaufenster für



Untertrikotagen dekorierte, also unter anderem Schaufensterpuppen als Blickfang möglichst sparsam anzog: Mit einer kleinen Soldaten-Band gastierte sie oft und gern in Dienststellen. Auf der Suche nach Qualifizierungsmöglichkeiten bewarb sie sich schließlich an der Hochschule für Musik in Dresden, bestand die Aufnahmeprüfung – und entschied sich dann doch für den Schlagergesang, als sie im Dezember 1964 vom Erich-Weinert-Ensemble zum Vorsingen eingeladen wurde.
Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Chris etwas Bestrickendes hat – nach ihrer Aussage strickt sie jede Menge Pullover, schneidert nach eigenen Entwürfen, fährt leidenschaftlich gern Rad und weiß trotzdem, wie man sich an Straßenkreuzungen einzuordnen hat, was wohl auf den Erwerb der Fahrerlaubnis Stufe I und IV zurückzuführen sein dürfte.
Wer übrigens weiß, daß Tucholsky, Ringelnatz und Kästner zu ihren Lieblingsautoren gehören, wird ihr gern glauben, daß sie sich für Chansons interessiert und sich für die Zukunft unter anderem auch Titel wünscht, für die sie eine unter Schlagersängerinnen seltene Begabung mitbringt. Jedenfalls stellte Regisseur Jochen Thomas nach den ersten Proben fest: „Sie sind ja urkomisch!" *Horst Heller*


„Wenn dich nun jemand so gesehen hätte!"
BEKLEIDUNGSKAMMER
Witze
von
Paul Klimpke
Von den Socken
„Und für dich habe ich mir nun die Socken abgelaufen!"

Index 31 036

